1,90 DM / Band 688
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Kult

Frankreich F 6,60 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 160



Der Kult

John Sinclair Nr. 688

von Jason Dark

erschienen am 10.09.1991

Titelbild von Gonzales

Sinclair Crew

Der Kult

Der Tod schritt durch London!

Nicht der Knöcherne mit der großen Sense und dem weiten Umhang, aber schon ein Wesen auf zwei Beinen, ein Mensch. Ein Mensch, der aus der Ferne gekommen war, der einen Auftrag hatte und den Schuldigen blutige Zeiten versprach. Der Himmel sollte die Farbe des Blutes annehmen, die Massen der Dämonen würden über diejenigen herfallen, die den Frevel begangen hatten.

Niemand kannte ihn, denn er war hier in London ein Fremder. Niemand schaute in sein Gesicht, das im Schatten der Hutkrempe lag, und er vermied es auch, sich zu oft an hellen Stellen zu zeigen.

Es war nicht sehr warm an diesem Abend. Deshalb trug er auch einen langen Mantel wie viele derjenigen, die noch unterwegs waren. Er fiel wirklich nicht auf…

Der Mann hatte sich einem Taxi anvertraut und in die Vororte bringen lassen. Hier erlebte er das andere London, das gediegene, das ruhige. Kein Massenverkehr, eine bessere Luft, auch ein klarerer Himmel. Die Verbindung zur City stellten U-Bahnen und Busse dar.

Auch in Vororten gibt es kleine Zentren, die der Mann vermied. Er hielt sich an den Rändern, wo nur wenige Häuser standen und erste, kleine Bauernhöfe erschienen.

Die Landschaft war kultiviert worden. Flache Felder und Wiesen zeichneten sich ab. In der Dunkelheit lagen sie oft wie düstere Felder von Schachbrettern, getrennt durch Zäune oder Hecken.

Der Mann blieb stehen, als er eine schmale Straße erreichte, die nach Norden führte. Hohe Pappeln säumten die Ränder und machten sie zu einer kleinen Chaussee.

Über das rauhe Pflaster rollten um diese Zeit nur wenige Fahrzeuge. Ab und zu fuhr auch ein Radfahrer vorbei, dann verschwand der Mann hinter irgendeinem Baum.

Er hatte sich zuvor erkundigt und wußte, daß er eine bestimmte Strecke laufen mußte, um sein Ziel zu erreichen. Das Gehöft lag einsam, inmitten der Felder. Es wirkte so, als hätte man es kurzerhand dorthin gestellt und dann vergessen, es abzuholen.

Der Wind war sanft und brachte einen frischen Geruch von Blüten und Frühling mit.

Die Lippen verzogen sich zu einem bösen Lächeln, als der Mann daran dachte, durch was dieser Geruch bald abgelöst werden würde. Denn auch der Tod hatte einen bestimmten Geruch. Er roch zwar nie gleich, aber wer den Tod kannte, konnte ihn immer wieder anhand seines Geruches identifizieren.

Der Mann sprang mit einem Satz über den Straßengraben. Seine Füße versanken für einen Moment in der weichen, noch feuchten Erde, bevor er sich in Bewegung setzte und sein Ziel ansteuerte.

Es gab zwar einen schmalen Trampelpfad, der zum Gehöft hinführte, den wollte er nicht nehmen.

So ging er quer über die wilde Wiese, die ihm bis zu den Waden reichte.

Am Himmel schien der Mond. Sein Licht war blaß und glänzte wie ein Scheinwerfer, der nicht voll ausgeleuchtet war.

Der Mann ging weiter. Er orientierte sich nicht nur anhand der dunklen Gehöftumrisse, er behielt auch das Licht im Auge, das in einem Nebengebäude brannte.

Ein matter Schein füllte zwei kleine Fenster aus und verlor sich schon sehr bald, so daß er den Boden kaum erreichte. Im Gesicht des Mannes bewegte sich nichts. Nur der Wind fuhr gegen ihn und spielte mit den Schößen des Mantels.

In der Dunkelheit hatte die Entfernung etwas getäuscht. Er brauchte

länger, um sein Ziel zu erreichen. Dicht davor passierte etwas, was ihn ärgerte.

Aus dem flachen Bau hörte er die Geräusche. Das Blöken der Schafe, das Meckern der Ziegen.

Es hätte eigentlich normal sein können, aber nicht in dieser Lautstärke. Die dort eingeschlossenen Tiere schienen zu merken, daß etwas Furchtbares auf sie zukam.

Mit jedem Schritt, der ihn näher an den Stall heranbrachte, verstärkte sich die Unruhe der Tiere.

Nervosität, Angst und Hektik erfaßten sie. Schafe und Ziegen verließen sich noch auf ihren Instinkt, sie wußten genau, wann sie ruhig sein konnten und wann ihnen Gefahr drohte.

So wie jetzt…

Vor den Stallungen war das Gras niedergetrampelt worden. Ein stechender Geruch umgab das Gebäude. Urin und Kot der Tiere stanken eben so. Er dachte auch an einen Hund, der sicherlich hier irgendwo umherlief, aber noch konnte er ihn nicht sehen. Er hörte auch kein Bellen.

Wo steckte das Tier?

Die Stalltür war nur wenige Schritte von ihm entfernt. Das flache Wohnhaus mit dem weit vorgezogenen Dach lag auf der rechten Seite. Die Fenster sahen aus wie Augen.

Daneben befand sich eine Tür.

Er hielt den Atem an, als plötzlich das Quietschen an seine Ohren drang.

Dann hörte er das Hecheln.

»Los, Blacky, such!«

Die Stimme des Mannes war noch im Haus erklungen. Der Schäfer hatte nur seinen Hund losgeschickt, er mußte die Unruhe seiner Schafe und Ziegen gehört haben.

Der Mann bewegte sich blitzschnell. Drei Schritte brachten ihn in den Schatten der Hauswand, mit dem er verschmolz. Der Hund fand ihn trotzdem. Mit langen Sprüngen jagte er auf ihn zu. Die Rasse konnte der Mann nicht erkennen, er hatte sich inzwischen auf andere Dinge konzentriert und eine Waffe unter dem Mantel hervorgeholt, wie man sie im Dschungel benutzte, um sich den Weg freizuschlagen.

Es war eine Machete!

Davon ahnte das Tier nichts. Es hetzte heran, sein Maul stand offen, die Zunge schlug schwappend hervor.

Das Tier bellte und knurrte zugleich, kam ziemlich dicht an den Fremden heran, wollte hochspringen und schaffte es nur halb.

Die Waffe zischte durch die Luft.

Treffer!

Ein letztes Jaulen, Blut spritzte, der Körper fiel zurück, prallte auf,

überrollte sich, schlug zuckend mit den Beinen, dann lag er still.

Ruhe kehrte ein.

Der Unbekannte blieb stehen. Er wußte, daß der Hund nicht mehr lebte. Die Machete war so scharf, als hätte sie der Teufel persönlich geschliffen. Ein Schlag hatte ausgereicht, um den Kopf des Hundes fast vom Körper zu trennen.

Die Stille war wie Blei. Sie war wie ein Schrecken, der einem Menschen die Haare zu Berge stehen lassen konnte. Der Hundekiller aber genoß die Stille. Und er wußte genau, daß die Sache noch nicht vorbei war, denn er konnte sich sehr gut vorstellen, wie der Schäfer reagieren würde, wenn er von seinem Hund nichts mehr hörte.

Sekunden verstrichen.

Die Stille verschwand. Hinter ihm im Stall fingen die Tiere wieder an zu blöken und zu meckern.

Sie hatten für einen Moment den Odem des Todes gespürt und waren wie paralysiert gewesen.

»Blacky?!«

Ein scharfer Ruf erreichte die Ohren des Killers. Der Schäfer stand in der offenen Tür. Wenn der Mann den Kopf vorschob und ihn nach links drehte, konnte er die Gestalt wie einen Scherenschnitt erkennen.

Der Hund rührte sich nicht.

Noch einmal rief der Schäfer, verschwand dann im Haus, ohne die Tür zu schließen.

Für den Killer war dies ein Beweis, daß er zurückkommen würde, um sich zu überzeugen.

Das Grinsen auf den Lippen des Mannes war böse und häßlich. Es war so etwas wie ein Startsignal, bevor er sich in Bewegung setzte und auf das Haus zuschritt.

Es gelang ihm das Licht zu meiden.

Er blieb im Schatten, denn er fühlte sich ebenfalls so.

Neben der Tür blieb er stehen. Aus dem Haus drang ein warmer Geruch. Das Licht verteilte sich hinter der Schwelle kaum. Schon zwei Fußlängen später saugte es die Dunkelheit auf.

Er war zufrieden.

Dann hörte er die Schritte. Der Schäfer kehrte zurück, und der Killer umfaßte sein Mordinstrument fester. Dem Hund hatte er keine Chance gelassen. Der Mensch sollte ebenfalls keine bekommen, das hatte er sich vorgenommen.

Und er kam.

Sehr bestimmend hörten sich die Tritte an, verloren aber einiges von ihrer Intensität, als sie sich der Tür näherten, und wurden abwartend und schleichend.

Der Schäfer besaß einen Sinn für Gefahren. Er wußte genau, daß etwas passiert war, kannte den genauen Grund jedoch nicht, war

unsicher geworden. Sicherlich drückte die Angst jetzt seine Kehle zu, dachte der Hundekiller und spannte sich.

Unter der Hutkrempe bewegten sich seine Augen. Sie waren dunkel und glänzten trotzdem. Auch seine Lippen befanden sich in Bewegung. Sie produzierten weder ein Flüstern noch ein Schmatzen.

»Blacky…?«

Der Schäfer rief nach seinem Hund, und der Killer sah seine Annahme bestätigt. Die Stimme des Mannes hörte sich ganz anders an. Sie war kratzig geworden, ängstlich, das Nichtwissen mußte wie ein gewaltiger Druck auf ihm lasten.

Er wartete ab.

Der Killer hielt den Atem an. Er spürte, daß er innerlich glühte. Ein Zeichen dafür, daß er dicht vor der Tat stand. Er wollte den Mann nicht unbedingt töten, auf seiner Liste standen andere. Nur wenn es unbedingt sein mußte, sollte der Schäfer sein Leben verlieren.

Das Blatt der Machete schimmerte noch feucht vom Blut des toten Hundes. Im Stall nahm die Unruhe der Tiere zu. Das Meckern und Blöken verstärkte sich, es drängte hinaus. Die Eingeschlossenen fingen damit an, sich zu bewegen. Sie prallten zusammen, sie drückten gegen die Wände, manchmal hörten sich ihre Geräusche an wie ein verzweifeltes Schreien, weil sie ahnten, daß sie bald sterben mußten.

Ein Schäfer liebt seine Schar. Er ist ihr Heger und Pfleger. Er kann es nicht haben, wenn die Tiere unruhig und ängstlich sind. Er muß dann nachschauen.

So dachte der Mann, der sein Haus urplötzlich und mit schnellen Schritten verließ.

Er huschte über die Schwelle, der Killer hob seine Machete - und ließ den Schäfer gehen.

Er wandte ihm den Rücken zu, hatte ihn nicht bemerkt. Ein Schlag mit der flachen Seite gegen den Kopf würde reichen.

Der Schäfer blieb stehen.

Ziemlich nah von dem Killer entfernt, aber für einen Treffer leider noch zu weit.

Der Killer mußte näher heran. Er bewegte sich vor. Das schmale Stück Holz hatte er übersehen. Es lag schon länger an der Stelle, war mittlerweile verdorrt und knackte zusammen, als es das Gewicht des Fußes spürte.

Das hörte auch der Schäfer!

Er fuhr herum.

Zwei Gesichter starrten sich an.

Das eine kalt und abgebrüht, mehr eine düstere Mordfratze. Das andere überrascht.

Der Schäfer riß die rechte Hand hoch. Erst jetzt sah der Killer, daß sich der Mann bewaffnet hatte.

Er trug einen alten Revolver mit sehr langem Lauf in der rechten Hand.

Zum Schuß kam er nicht mehr, die Machete war schneller. Sie erwischte ihn wie auch den Hund, und auch der Mensch brach lautlos vor den Füßen seines Mörders zusammen.

Der Killer zog die Machete zurück. Ihre Klinge glänzte dunkel. Blut klebte daran.

»Du hättest dich nicht umzudrehen brauchen«, sagte der Mann in einer fremden Sprache, die sich sehr asiatisch anhörte. »Tut mir leid, aber es war dein Fehler.«

Locker stieg er über die Leiche hinweg und machte sich auf den Weg zum Stall.

Er war sein eigentliches Ziel gewesen, dort wollte er hin, denn nur da konnte er seine Aufgabe erfüllen.

Er blieb vor der Tür stehen.

Die Tiere spielten schon fast verrückt. Er hörte ihr Schreien und Wimmern, das Blöken, das sich so wütend anhörte und gleichzeitig schmerzerfüllt, denn in ihrer Panik verletzten sich die Tiere gegenseitig.

Dem Killer machte es nichts aus. Er schaute sich die Tür an. Außen war sie nur durch einen querstehenden Riegel gesichert. Mit einer lässigen Geste schob er ihn zurück und legte seine Hand um den Eisengriff.

Mit der linken Hand zerrte er die Stalltür auf; in der rechten hielt er seine Waffe.

Im Stall war es dunkel.

Ein atemberaubender Geruch strömte ihm entgegen. Er sah die Tiere wie Schatten, die sich heftig bewegten.

Er sah Augen, blasse Körper, manche von ihnen mit dunklen Streifen bedeckt, wo aus den Wunden Blut geflossen war.

Der Killer drehte seine Waffe und streifte mit der flachen Seite über seinen Handrücken.

Blut tropfte zu Boden…

Dann ging er weiter.

Die Tiere schrieen lauter. Ihre Stimmen vereinigten sich zu einem Inferno der Angst. Manche Augen wirkten wie blankes Eis. Sie drängten sich im Hintergrund zusammen, und der Killer lächelte, als er den nächsten Schritt ging.

Dann schlug er zu.

Er war grausam, er war nicht zu stoppen. Er arbeitete präzise und tödlich.

Er war wie eine Maschine.

Während der nächsten Minuten tötete er weitere wehrlose Tiere. Niemand störte ihn. Er hatte Zeit, die ganze Nacht über.

Und die nutzte er wahrlich aus…

***

Es war widerlich, denn ich roch das alte Blut. Selbst Chiefinspektor Tanner, der neben mir herging, schwieg. Und das sollte bei diesem alten Eisenfresser schon etwas heißen.

Ich war eigentlich nicht in offizieller Mission unterwegs, denn Tanner hatte mich praktisch als Privatmann gebeten, ihn zu begleiten, denn er hatte von einem Fall gehört, bei dem ein junger Kollege nicht weiterkam, und ihn, den Erfahrenen, um Hilfe gebeten hatte.

Auch Tanner trat auf der Stelle. Deshalb hatte er mich angerufen und davon gesprochen, daß diese Tat hier so etwas wie ein Ritual darstellte.

Tanner und ich waren alte Freunde. Wir hatten so oft dienstlich zusammengearbeitet, daß ich ihm diesen Wunsch einfach nicht ausschlagen konnte. Ich hatte auch seine Warnungen gehört, daß ich mich auf etwas gefaßt machen sollte.

Es hatte einen toten Menschen gegeben. Der Schäfer, dem das Gehöft gehörte, war umgebracht worden. Durch einen Schlag mit einem großen Messer, einem Schwert oder einer Machete, wie die Experten bei ihren Untersuchungen festgestellt hatten.

Wir hatten unseren Wagen neben dem Gehöft abgestellt. Die Untersuchungen waren abgeschlossen.

Außer Tanner und mir befand sich niemand in der Umgebung des Tatorts.

Natürlich trug der Chiefinspektor wieder seinen alten Filz. Ohne ihn war er kaum vorstellbar. Zwischen seinen Lippen hing eine erkaltete Zigarre, die nur noch halb so lang war. Sie bewegte sich bei jedem Schritt und ragte hervor wie ein brauner Finger.

Tanner hatte seine Hände in den Taschen des Mantels vergraben. Darunter trug er seinen üblichen grauen Anzug, den sehr breiten Schlips, der schon manche Aschenspur erlebt hatte: und auch die Weste durfte nicht fehlen.

Der Blutgeruch war schlimm. Er wehte mir als nie abreißende Wolke entgegen, als hätte es der Wind besonders darauf abgesehen, mich zu ärgern. Trotz intensiver Suche hatten die Männer der Mordkommission keinerlei verwertbare Spuren gefunden. Einige Fußabdrücke, das war auch alles.

»Ich habe sie bewußt nicht abtransportieren lassen«, erklärte mir Tanner und räusperte sich.

»Wen?«

»Die toten Tiere.«

»Sorry, natürlich. Ich war nur mit meinen Gedanken woanders.«

»Noch beim letzten Fall?«

»So ungefähr. Wir haben da eine Niederlage erlitten. Die Hölle oder der Satan spielte uns einen Streich.«

Tanner schüttelte den Kopf. »Wann wird es dir je gelingen, den Teufel zu besiegen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Aber du kennst ihn doch.«

»Nein, Tanner. Niemand kennt den Teufel. Er ist alles und nichts. Wenn er sich mit Hörnern auf der Stirn zeigt, dann tut er im Prinzip den Menschen nur einen Gefallen, weil sie ihn von altersher schon immer so gesehen haben. Er kann auch eine Schlange sein, ein Kaninchen, eine elegante Frau, ein schöner Mann, was weiß ich…«

»Dann ist er eben überall.«

»So ähnlich. Er nimmt von allem etwas auf und kommt den Menschen manchmal entgegen, indem er sich ihnen zeigt, wie sie ihn gern sehen möchten.«

»Zum Glück ist das dein Problem. Ich habe es nur mit irdischen Killern zu tun, obgleich ich mir in diesem Fall nicht so sicher bin, denn welcher Mensch geht in einen Stall, um dort Ziegen und Schafe abzuschlachten? Ich kenne da keinen.«

»Wir werden sehen.«

Die Wiese hatten wir verlassen. In unmittelbarer Nähe des Stalls wuchs kein Gras mehr. Da war der Boden braun und von zahlreichen Füßen oder Hufen zertreten.

Ich blieb stehen, weil mir die dunklen Flecke aufgefallen waren. Tanner nickte vor sich hin.

»Das ist eingetrocknetes Blut. Ein kleines Vorspiel zu dem, was du gleich zu sehen bekommst.«

Die Stalltür war verschlossen und versiegelt worden. Während Tanner es aufbrach, schaute ich mich um. Mein Blick glitt zurück über die Wiesen hinweg bis hin zur Straße, die von zahlreichen Pappeln flankiert wurde. Sie standen dort in Reih und Glied wie Zinnsoldaten. Weit dahinter und durch die Zwischenräume zu erkennen, schimmerten die Dächer einer kleinen Ortschaft in der Aprilsonne.

Es war ein wunderschöner Frühlingstag. Das schlechte Wetter hatte sich zurückgezogen, die Wolken waren nicht mehr zu sehen. Der Himmel zeigte ein hartes Blau mit einigen weißen Wattetupfern als Wolken dazwischen.

»Du kannst kommen, John.«

Tanner hatte die Tür aufgezogen, und ich ging auf das Rechteck zu, das sich dunkel abzeichnete.

Hatte ich die ganze Zeit über den Blutgeruch schon wahrgenommen und mich davor geekelt, so intensivierte er sich jetzt, als ich über die Schwelle ging und das Zentrum betrat.

Er lag dort wie eine gewaltige, unsichtbare Wolke über dem auf dem

Boden liegenden Grauen.

Für mich war es das Grauen und der Schrecken, der Gestalt angenommen hatte.

Ich wußte nicht, wie viele Schafe oder Ziegen der Killer umgebracht hatte, aber es mußten mehr als ein Dutzend gewesen sein. Die noch lebenden Tiere waren weggeschafft worden. Im Stall lagen nur mehr die Leichen der anderen.

Aber nicht nur einfache Leichen, der Mörder hatte nach einem System gehandelt.

Jedes tote Tier war von ihm fachgerecht gehäutet worden!

Ich stand da und sagte nichts. Tanner hielt sich neben mir auf. Er hatte etwas getan, was bei ihm selten vorkam und seine Zigarre angezündet. Der scharfe, würzige Rauch sollte mithelfen, den Blutgeruch zu vertreiben, der sich wie eine Schicht ausgebreitet hatte, und den ich überall schmeckte. Im Mund, in der Kehle, unter der Zunge, und er schien auch auf meiner Haut zu kleben.

»Du kannst dir jedes Tier anschauen, John, und du wirst immer das gleiche finden.«

»Gehäutet.«

»Genau.«

Die Kadaver glänzten. Fliegen hatten sich eingefunden und umsummten das rotbläulich schimmernde Fleisch. Es war ein Bild des Abscheus!

Hier mußte ein Verrückter, ein Irrer, ein Perverser gewütet haben. Aber er war mit System vorgegangen, hatte nicht nur einfach getötet, sondern die Tiere gehäutet. Und das hatte er sichtlich nicht nur aus Spaß an der Freud gemacht.

»Willst du dich noch umsehen?« fragte Tanner.

Ich hob die Schultern. »Was bringt das? Ich kann auch von hier genug erkennen.«

Tanner paffte hastig und produzierte einige Qualmwolken, die auch unter meiner Nase herwehten.

»Im Prinzip hast du recht, John. Es reicht auch so.«

Er ließ mich einige Minuten in Ruhe und wartete vor der Tür. Dann sprach er mit mir. »Wir haben natürlich im Umfeld des Schäfers nachgeforscht, aber nichts gefunden.«

Ich verließ den Stall. Die Luft draußen stank zwar auch nach Blut, sie war trotzdem besser. »Was meinst du damit?«

»Wie ich dir schon sagte. Nichts gefunden. Der Schäfer hieß Herb Carpenter, lebte hier allein. Eine Schwester von ihm wohnt in der Nähe von Windsor. Wir haben sie befragt, und sie erklärte uns, daß der Kontakt zu ihrem Bruder so gut wie abgebrochen war. Seit mehr als drei Jahren haben sich die beiden nicht mehr gesehen. Kinder hatte Carpenter auch nicht. Er stand allein.«

Tanner hob die Schultern, spie den Stummel zu Boden und zerstampfte die Glut mit dem Absatz.

»Sieht nicht gut aus«, sagte ich.

»Das stimmt.« Er lächelte mich an.

»Als wir dann soweit waren und nichts gefunden haben, da dachte ich mir, ruf doch mal deinen alten Kumpel Sinclair an. Vielleicht hat der eine Idee.«

»Wie sollte ich?«

Tanners Faltengesicht produzierte noch mehr »Risse« und Runzeln, als er mich anschaute. »Ich erwarte von dir keine Lösung, John, das ist klar, aber ich dachte mir, daß du einen ähnlichen Fall vielleicht schon erlebt hast, denn das hier deutet meiner Ansicht nach auf eine rituelle Tat hin. Oder liege ich da falsch?«

»Kann sein.«

Tanner murrte. »Gesprächig bist du gerade nicht.«

»Was soll ich denn sagen? Ich stehe ebenfalls vor einem Rätsel und bin kein Superman.«

Der Chiefinspektor schaute gegen den Himmel und sprach mehr zu sich selbst als zu mir. »Ob da möglicherweise eine Sekte dahintersteckt?«

»Wie kommst du darauf?«

»Es gibt doch die verrücktesten Typen. Ich kann mir vorstellen, daß es Leute gibt, die sich in Tierfelle einhüllen und um irgendeinen imaginären Altar herumtanzen, weil sie einem Götzen dienen. Könnte das ein Motiv gewesen sein?«

»Möglich ist es.«

»Aber du willst nicht auf diesen Zug aufspringen - oder?«

»Nein, Tanner, ich nicht. Ich weiß überhaupt nichts. Fest steht nur, daß es einen toten Menschen gegeben hat und eine Reihe von dahingeschlachteten und anschließend gehäuteten Tieren.«

»Vergiß nicht den Hund des Schäfers.«

»Aber der wurde nicht gehäutet.«

»Richtig. Ich schließe deshalb daraus, daß es dem Killer allein auf die Schaf- und Ziegenhäute ankam. Alles andere kannst du vergessen. Nur diese beiden Tiere zählen. Und da will ich gern das Motiv herausfinden, wenn du verstehst.«

»Klar, würde mich auch interessieren.«

Er zwinkerte mir mit dem linken Auge zu. »Und du steigst nicht ein, John?«

»Nein.«

»Schade.«

Ich legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Sei nicht sauer, Tanner, aber das ist kein Fall für mich.«

»Es könnte einer werden.«

»Wer sagt dir das?«
Tanner klopfte auf seine Brust. »Hier, John, mein Gefühl. Es sagt mir sehr deutlich, daß da mehr dahintersteckt, als wir bisher auch nur ahnen können.«
»Und weiter?«
»Keine Ahnung. Ich werde dem Kollegen, der den Fall bearbeitet, den Rat geben, daß er noch einmal von vorn anfängt und auch alles hier untersuchen läßt.«
»Wäre nicht schlecht.«
»Nur erfolglos.«
Ich hob die Schultern. »Sollte sich etwas tun, Tanner, laß es mich bitte wissen.«
»Okay, ich habe verstanden, du willst wieder in das wunderschöne Büro zurück.«
»0 ja.« Ich nickte heftig. »Meine Sehnsucht treibt mich zwischen die vier muffigen Wände.«
»Komm, ich fahre dich zurück.«
Bevor wir gingen, schaute ich noch einmal auf den Stall. Er war zu einer schlimmen Stätte geworden, zu einem Ort des Verbrechens, denn auch an Tieren konnten Verbrechen verübt werden.
Der Blutgeruch klebte noch immer in meinem Mund. Ich zündete mir eine Zigarette an, aber auch sie bekam mir nicht. Nach den ersten drei Zügen warf ich sie weg.
Wir fuhren mit Tanners Wagen zurück. Auf der Fahrt zum Yard Building spielten wir noch einige Male gewisse Möglichkeiten und Theorien durch, ohne jedoch eine Lösung zu finden.
»Behalte ihn wenigstens im Hinterkopf«, bat mich der Chiefinspektor, als er mir zum Abschied die Hand reichte.
Ich schnippte gegen seine Hutkrempe. »Keine Sorge, das werde ich machen. Und ich warte auf deinen Anruf.«
»Mit der Lösung?«
»Klar doch. Wir haben zuviel am Hals.«
Er drohte mir mit dem Zeigefinger. »Denk an mein Gefühl, John. Denke immer daran.«
»Ich werde sogar davon träumen.«
»Ist gut.«
Ich hämmerte die Wagentür zu und verschwand im Eingang des Yard Buildings.
Im Vorzimmer war ebenfalls der Frühling eingekehrt. Nicht durch das Fenster, es lag an Glenda Perkins, die so frühlingshaft gekleidet war, diesmal keinen Rock trug, sondern eine dreiviertellange Hose mit Schlabberbeinen. Schwarz mit dicken gelben Tupfern. Das T-Shirt war ebenfalls schwarz.
Die leichte Jacke, die bis über die Hüften reichte, wiederum so

maisgelb wie die Tupfen.
»Sehr schick«, sagte ich und erntete ein Naserümpfen, als wäre Glenda sauer, mich zu sehen.
»Hast du was?« fragte ich.
»Und ob.«
»Was denn?«
Sie schnüffelte. »Du stinkst, John Sinclair. Du stinkst sogar ganz erbärmlich, wenn ich ehrlich sein soll.«
Ich verzog das Gesicht. »Und mit derartigen Worten wird man am frühen Mittag begrüßt. Du solltest dich wirklich schämen.«
»Aber Glenda hat recht«, meldete sich Suko von der Tür her. »Du stinkst tatsächlich.«
Ich drehte mich um. Mein Freund lehnte am Rahmen und hielt sich die Nase zu.
Ich tat unschuldig und hob die Schultern. »Was habt ihr denn? Wonach soll ich stinken?«
Suko löste die Finger von der Nase. »Das kann ich dir genau sagen. Nach Blut und Stall.«
»Stimmt.«
»Und wo hast du dich rumgetrieben?« wollte Glenda wissen. »Ich habe angenommen, daß du und Tanner…«
»Ja, wir waren im Stall.«
»Man hat dir die Wohnung gekündigt, und jetzt suchst du eine neue Bleibe.«
Ich grinste breit, wollte näher an sie herangehen, aber sie wich schnell zurück. »Bleib mir vom Leib, du Ziegenbock.«
»Eine neue Wohnung würde ich mir gar nicht erst suchen, sondern direkt zu dir ziehen.«
»Bist du sicher?«
»Absolut.«
»Wenn du dich da nicht mal irrst, Geisterjäger.«
»Mal im Ernst«, sagte Suko, »was ist wirklich dran an der ganzen Angelegenheit?«
Ich brauchte nicht lange, um beiden zu erklären, weshalb Tanner mich hatte rufen lassen. Sie hörten aufmerksam zu, schüttelten aber die Köpfe, weil sie nichts begriffen. Weder Glenda noch Suko konnte sich erklären, weshalb jemand Ziegen und Schafe tötete, um sie anschließend zu häuten.
»Das Zeug kann er doch bestimmt nicht verkaufen«, sagte Glenda.
»Hat er das denn vor?«
»Kennst du eine andere Möglichkeit?«
»Nein.«
Suko fragte: »Wie bist du denn mit Tanner verblieben?«
»Wir hängen uns nicht rein. Auch wenn Tanner das Gefühl hat, daß

der Fall in unsere Richtung läuft.«
»Das finde ich auch.«
»Soll ich dir trotzdem einen Kaffee kochen?« erkundigte sich Glenda.
»Fang schon an.« Ich ging zur Tür.
»Wo willst du denn hin?«
»Im Bereitschaftsraum steht eine Dusche. Ich selbst habe das Gefühl, mit Blut beschmiert zu sein.«
»Endlich eine gute Idee!« riefen mir beide nach.

***

Fahran Kulani spürte, wie sich die Brustwarzen des Mädchens zwischen seinen Fingern versteiften.
Er hatte die Hände unter den dünnen Pullover geschoben und war sicher, daß ihm die Kleine keinen Widerstand entgegensetzen würde.
Jetzt stöhnte sie leise, und Kulani drückte sie noch härter gegen die Wand. »Hast du es schon einmal mit einem Exoten getrieben?« hauchte er ihr dabei ins Ohr.
»Nein.«
»Willst du denn?«
Sie lachte girrend. »Mal sehen…«
»Sofort?«
»Später. Ich… ich mag diese Stelle hier nicht. Geh schon vor, ich komme nach.« Sie wand sich aus seinem Griff, und er ließ die Hände an ihrer Haut entlanggleiten.
Dann huschte sie weg. Fahran Kulani schaute gegen ihren Rücken und auf das blonde Haar. Es war so grell gefärbt wie das der Popsängerin Madonna, für die die Kleine auch schwärmte, deren Namen er nicht einmal kannte. Er hatte sie in einer der zahlreichen Pinten am Hafen aufgegabelt, sie waren durch zwei andere Lokale gezogen und im Blue Diamont gelandet, einem Schuppen, den man vergessen konnte und der nur von einem bestimmten Publikum frequentiert wurde.
Auf dem Weg zur Toilette hatte er die Kleine geschnappt und sie in einen Nebengang gezogen, der durch eine Eisentür seinen Abschluß fand und sehr düster war, denn die Beleuchtung des Toilettengangs reichte nicht bis an die Tür.
Fahran Kulani holte tief Luft. Er war ein kräftiger Mann. In drei Tagen wurde er dreißig und fand das Leben recht gut, auch wenn er sich nur von Gelegenheitsjobs ernährte. Doch das Geld reichte aus für einen Drink, die Miete und ab und zu für ein Mädchen.
Er zupfte seine Kleidung zurecht. Die neue Jacke sah irre aus. Der auberginefarbene Stoff schimmerte wie Seide. Sie war sehr teuer gewesen; Fahran hatte sie aus einer Boutique gestohlen. Als ihn der Verkäufer hatte aufhalten wollen, war der Knabe mit gebrochener

Nase zwischen den Regalen gelandet.
Kulani strich über seine schwarzen Haare. Mit den Spitzen reichten sie bis über die Ohren hinweg.
Sein Gesicht war etwas breit geschnitten, die Mandelaugen standen schräg darin, und seine Lippen zeigten einen etwas zynischen Zug.
In der Kneipe war nicht viel los. Er wollte darauf warten, daß die Kleine zurückkam und er sie endgültig abschleppen konnte. Titten hat die, dachte er, einfach super. Das würde noch eine heiße Nacht mit ihr werden, da war er sich sicher, denn er kannte die Spielregeln.
Sein Blick glitt nach vorn. Er rückte seine Hose zurück und wollte gehen, da fiel ihm etwas auf.
Genau dort, wo der Glanz auf den breiteren Quergang traf, sah er die Bewegung.
Da stand jemand - oder?
Kulani war irritiert, denn er hatte zuvor keinen Menschen gesehen. Und doch hielt sich dort jemand auf.
Tatsächlich eine Gestalt oder nur ein Schatten.
Er ging einen zögerlichen Schritt nach vorn und riß die Augen so weit wie möglich auf, um besser sehen zu können. Wenn sich vor ihm tatsächlich ein Schatten bewegte, dann mußte auch ein Hintergrund vorhanden sein, auf dem er sich hätte abzeichnen können.
Der war nicht vorhanden.
Trotzdem sah er den Schatten.
Fahran Kulani war zuerst irritiert gewesen, nun verwandelte sich diese Irritation in Sorge. Er war kein Engländer, er stammte aus Java, und er war noch mit den alten Gesetzen und Regeln der Heimat vertraut, wo man noch an Dämonen und Geister glaubte, die nicht immer in den tiefen Schattenwelten blieben, sondern hin und wieder eben als Schatten hervorkamen, um die Menschen zu erschrecken.
Aber hier war London und nicht Java!
Der Schatten blieb. Es war ein Gebilde, das er kaum beschreiben konnte. Es war ein zuckendes, ein tanzendes Etwas. Mal groß, mal klein, mal dick, mal dünn, aber im Prinzip besaß dieser Schatten schon die Form eines Menschen.
Die Zeit wurde für Kulani zu einer kleinen Ewigkeit. Er schaffte es nicht mehr so recht, Atem zu holen. Die Luft war schlechter geworden, ihm kam es vor, als wäre der Schatten dabei, sie aus dem Gang zu saugen.
Was tun?
Noch bleib er stehen. Er überlegte und fragte sich, wieso der Schatten gerade ihm erschienen war?
Ein Gruß aus der Hölle?
Da blieb die Figur stehen.
Der rechte Arm war ausgestreckt, zum Ende hin klumpig, denn dort

bildete er eine Hand, die etwas Langes hielt, das Fahran an eine Lanze oder an ein Schwert erinnerte. Sollte es ein Zeichen sein?

Er mußte hier weg. Er fühlte sich wie in einem Gefängnis, dessen Mauern sich auf ihn zubewegten, um den Zwischenraum sehr schnell zu verkleinern.

»Hau ab!« zischte er dem Schatten entgegen und machte sich mit diesen Worten selbst Mut.

Der Schatten blieb - er nicht!

Kulani lief auf ihn zu. Er bewegte dabei seine Hände, als wollte er ihn zur Seite wischen, und mußte einfach lachen, als er seinen Erfolg sah.

Der Schatten drehte ab.

Er schwang nach links, drückte sich mit einer tänzerisch anmutenden Bewegung zur Seite, um Fahran Platz zu schaffen. Dennoch machte sich dieser dünn, als er sich an ihm vorbeiwand, den schmalen Gang verließ und den anderen betrat.

Er mußte nach rechts und dabei dem Schatten zwangsläufig den Rücken zudrehen.

Deshalb bekam er die zuckende Bewegung nicht mit, aber er spürte die Folgen.

Etwas ratschte über seinen ungeschützten Nacken hinweg und verwundete ihn.

Der plötzliche Schmerz ließ ihn zusammenzucken.

Kulani taumelte. Er drehte sich dabei. Mit der rechten Schulter schleifte er über die Wand.

Die Wunde biß, als hätte jemand Säure hineingeträufelt. Er blieb gebückt stehen, brachte seine Hand an den Hals, wo Blut seine tastenden Finger näßte. Sein Blut!

Endlich drehte er sich um. Der Schatten war weg!

Leer lag der Gang vor ihm. Eine dumpfe, unheimliche Ruhe lagerte zwischen den Wänden, die einmal grün gewesen waren, jetzt aber einen schmutzigen grauen Film aufwiesen.

Fahran wollte fluchen, wollte auch seinen Schmerz herausschreien, nichts gelang ihm. Nur ein Stöhnen drang über seine Lippen, und er konnte sich allein auf den verdammten Schmerz konzentrieren.

Nicht seinetwegen drang die Angst in ihm hoch. Sie war ein dumpfes Gefühl, das sich seine Bahn brach. Sie war wie ein immenser Druck, der alles andere überlagerte und selbst das Atmen erschwerte. Seltsamerweise fühlte er sich in eine andere Welt versetzt, die sich einfach in die normale hinein-, gedrängt hatte, wobei sie ansonsten sich immer wieder versteckte und nur in Märchen und Legenden existierte.

Der Tod war erschienen und hatte ihn nur gestreift. Die alten, schrecklichen Geister seiner Heimat hatten ihn verfolgt. Wenn er

genauer über die Schattengestalt nachdachte, so glaubte er auch, sie identifiziert zu haben.

Es war ein Wesen aus der alten javanischen Mythologie! Eines, das zu den bösen, den gefährlichen zählte, das nur hervorkam, wenn es darum ging, zu bestrafen und zu töten.

War es der Schwarze Prinz gewesen?

Er kannte die Legenden sehr gut, die sich um diese Figur rankten. Der Schwarze Prinz gehörte zu den Mördern, zu den bösen Gestalten, zu den Knechten der Unterwelt. Man sprach nur mit großer Angst und Sorge von ihm.

Vergessen war die Blonde, vergessen waren auch die Drinks. Er mußte so rasch wie möglich weg und sich auch um seine Wunde kümmern. Er brauchte ein großes Pflaster oder einen Verband, denn die Blutung war noch nicht gestoppt worden.

Glücklicherweise sparte der Wirt mit dem Licht. Fahran hoffte, daß er nicht auffiel, wenn er durch die Kneipe ging und in der Nacht verschwand. Gezahlt hatte er schon.

In dem kleinen Raum stand die Luft. Es waren wieder neue Gäste hinzugekommen. Alle Hautfarben trafen sich hier. Man trank, man tanzte, man konnte sich hier ein Mädchen holen, man betrank sich auch bis zum Exzeß.

Er hatte normal gehen wollen, doch es war mehr ein Taumeln, als er sich den Weg bahnte.

Einige Typen schauten ihn an. In ihren Gesichtern lag oft ein müdes Grinsen, manchmal auch Aggressivität, aber niemand hielt ihn auf. An der Tür schob er eine Schwarze zur Seite. Als er dabei gegen ihre Brüste griff, kreischte sie. Sie hatte unter einer bunten, sich drehenden Lampe gestanden, die über ihr Gesicht und den Körper ein Spiel aus Farben verteilte.

Endlich war er draußen!

Die Luft stank wie fast überall im Hafen. Er atmete dennoch tief durch, weil ihm schwindlig geworden war. An einer Mülltonne blieb er stehen und setzte sich auf den Deckel.

Im Nacken tobte der Schmerz. Als er wieder hinfaßte, hatte das herausquellende Blut bereits den Rücken erreicht und dort das Hemd verklebt. Ein widerliches Gefühl…

Hinzu kam das Brennen. Die Wunde war tief geworden, die Waffe hatte fast die Sehnen erreicht.

Fahran erinnerte sich an die Waffe des Schwarzen Prinzen.

In der Mythologie war sie als ein Sägeschwert beschrieben worden. Und genau das hatte ihn erwischt.

Ein Geist, der existent war?

Er wollte nicht mehr darüber nachdenken, sondern nur in seine Bude, die nicht mehr war als ein Taubenschlag, der zur Hinterhofseite

lag und als Anbau an die normale Rückfront gemauert worden war.
Ein Taxi wollte er nicht nehmen, er wollte auch keinen Bullen sehen, der ihn angehalten und irgendwelche Fragen gestellt hätte. Für ihn war es wichtig, möglichst rasch zu verschwinden.
Und so taumelte er weiter.
Das Pflaster war nie glatt. Unterschiedlich hoch stand es hervor, an manchen Stellen war es aufgerissen. Die Gasse kam ihm vor wie ein langer Tunnel, an dessen Ende sich der Schlund öffnete, der ihn direkt in die Hölle hineinführte.
Als er das Haus erreichte, drückte er sich in einen schmalen Durchlaß an der linken Seite.
Zwei Penner lagen auf dem Boden, eingewickelt in schmutzige Schlafsäcke. Er stieß gegen sie, machte sie wach und hörte ihr Fluchen, das ihn bis an die Treppe begleitete, die an der Rückseite zu seinem Taubenschlag hochführte.
Es war eine Eisentreppe, aus zwei Feuerleitern zusammengeschustert. Sie endete an einem Podest, das kaum breiter war als eine Fußbank. Die Tür war verschlossen. Er öffnete sie, drückte die Eisenklinke und stolperte in sein Zimmer.
Der Anbau bestand aus einem Raum, besaß ein Fenster und war relativ groß.
Sofa, Schrank und Waschgelegenheit waren vorhanden. Für eine Dusche war kein Platz. In der Ecke stand eine Sitzbadewanne aus Zink. Sie war museumsreif und zeigte auf der Innenseite helle Streifen.
Kulani zerrte sich die Kleidung vom Körper. Nur seine Hose ließ er an, Hemd und Unterhemd schleuderte er in die Ecke, bevor er mit nacktem Oberkörper zum Spiegel lief, davor stehenblieb und sich so drehte, daß er einen Teil des Nackens sehen konnte.
Er fluchte, als er die Wunde sah.
So lang und tief hatte er sie sich nicht vorgestellt. Die Waffe mußte schon bei der Bewegung tief in das Fleisch seines Halses eingedrückt worden sein. Aber das war so gut wie unmöglich. Ein Schatten konnte nicht verletzen oder töten.
Auch der Schwarze Prinz nicht?
Er drehte das Wasser an. Es floß nicht sehr stark, außerdem wackelte der Griff. Kulani suchte ein Handtuch und besah sich noch einmal genau im Spiegel.
Sein Gesicht bot einen Anblick, vor dem er sich erschrecken konnte. Die dunkle Haut war grau geworden, als hätte jemand alte Asche darüber gestrichen. Die Lippen hoben sich kaum noch ab, sie zitterten, sie bebten, wenn er Luft holte, und er schüttelte den Kopf, als könne er damit das Bild vertreiben.
Das Handtuch war nicht das sauberste, aber für seine Zwecke mußte es reichen.

Er näßte es durch, führte es gegen seinen Nacken und reinigte die Wunde.

Bei jeder Berührung stachen Schmerzen durch seinen Nacken. Kulani stöhnte auf, aber er machte weiter. Das Weiß des Handtuchs war verschwunden. Er schaute auf- eine hellrote, mit Blut beschmierte Fläche, die aussah wie ein schauriges Gemälde.

Noch einmal wischte er nach und überlegte sogar, ob er einen Arzt aufsuchen sollte. Nicht mehr in dieser Nacht. Er wollte den nächsten Tag abwarten.

Unter dem Waschbecken befand sich ein schmaler Schrank. Aus ihm holte er ein zweites Handtuch und band es um seinen Hals wie einen Schal. Unter dem Kinn knotete er es fest.

Der Schmerz ließ sich einigermaßen ertragen. Daran gewöhnen würde er sich nicht. Und er brauchte etwas, um ihn zu betäuben. Da gab es für ihn nur ein Mittel: Alkohol.

Billigen Gin und Brandy hatte er immer im Haus. Stets greifbar standen die Flaschen neben dem Bett. Beide waren noch halbvoll. Er setzte sich auf die Kante, starrte ins Leere und merkte. wie es in seinem Nacken tuckerte und klopfte. Da schienen sich tausend Zwerge versammelt zu haben, die allesamt dabei waren, mit kleinen Hämmern in seinem Hals herumzuklopfen.

Wenn er den Kopf hob, konnte er gegen das Fenster schauen. Ein hochkant stehendes Viereck, versehen mit einem Rahmen, den man vergessen konnte. Er sah aus, als würde er den nächsten Sturm nicht überstehen. Das Glas war schmutzig. Selbst bei Sonnenschein konnte er kaum durchschauen.

Die Ginflasche stand am nächsten. Er drehte den Verschluß ab und trank zwei gierige Schlucke. Das Zeug wärmte ihn durch. Als er die Flasche absetzte, kam ihm die runde Lampe an der Decke wie ein schwankender Ballon vor.

Kulani dachte daran, daß er schon in der Kneipe nicht gerade ins Glas gespuckt hatte. Da hatte er ebenfalls einiges hinter die Binde gegossen, jetzt kam der Gin dazu, und der räumte ihm den Magen auf und ließ Schwindelgefühle in ihm hochsteigen.

Er legte sich nieder - und zuckte mit einem Schrei wieder hoch. Es war ihm unmöglich, auf dem Rücken zu bleiben, denn der Druck konnte die Halswunde nicht vertragen.

»Scheiße!« keuchte er und verfluchte die Gestalt, die ihn angegriffen hatte.

Noch einmal trank er.

Danach stellte er die Flasche ab, mußte aufstoßen und legte sich trotzdem hin.

Diesmal auf die rechte Seite, was nicht so schmerzte.

Der genossene Alkohol sorgte auch für die entsprechende Müdigkeit.

Sie war stärker als das Brennen an seinem Hals.
Irgendwann schlief er ein…

***

Was Fahran Kulani geweckt hatte, wußte er nicht. Vielleicht ein Geräusch oder seine innere Unruhe, er konnte darauf keine Antwort geben. Nur fühlte er sich so, als hätte man ihn in Schlamm eingepackt. Es war schlimm, denn der Druck gegen seinen Körper war nur mit einem schrecklichen Alp vergleichbar.

Wenn er atmete, hörte er sich keuchen und röcheln.

Er lag noch immer auf der Seite. Der Hals schmerzte, aber es war mehr ein dumpfer Druck, der ihn da festhielt. Schweiß bedeckte seinen gesamten Körper. Er klebte auch auf dem Gesicht. Als er mit der Zunge die Form der Lippen nachzeichnete, spürte er auch dort einen salzigen Geschmack. Zudem war ihm übel.

Er hatte zuviel getrunken, das Zeug rumorte in seinem Magen und wollte immer wieder hoch.

Im Zimmer stank es.

Seine Ausdünstungen hatten sich verteilt. Er roch sich selbst, aber es machte ihm nichts aus. Davor brauchte er keine Furcht zu haben. Angst hatte er trotzdem.

Er schaute zum Fenster, als er die verklebten Augen endlich hatte öffnen können.

Hinter dem schmutzigen Glas lag die Nacht wie ein blauschwarzes Tuch, das keinen Lichtstreifen durchlassen wollte. Sie war so undurchdringlich wie eine Wand oder wie schmieriger Teer, in dem sich die Geister aus der tiefen Unterwelt versteckt hielten und auf ihre Chance lauerten.

Eine völlig normale Nacht, die ihm jedoch anders vorkam, denn etwas stieß aus seiner Erinnerung hervor wie aus den Tiefen einer pechschwarzen Unterwelt.

Er dachte an den Schwarzen Prinz!

Sein Atem beschleunigte sich dabei. Es war die Angst vor dieser Gestalt, die ihn so reagieren ließ.

Er lag in seinem Zimmer, aber er kam sich vor, als wäre der Schwarze Prinz bereits bei ihm gewesen, um ihn hinzuzerren in sein Reich.

So dumpf, so dunkel, so anders…

Eine Unterwelt, ein Hades, eine Jigoku, eine Grube…

Im Mund spürte er einen Geschmack wie von Holzkohle. Die Lampe an der Decke brannte müde.

Manchmal bewegte sie sich auch, aber das bildete er sich nur ein.

Er schaffte es kaum, sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn zu wischen. Nun fing die Wunde auch wieder an zu brennen und dieser

Schmerz pflanzte sich weiter fort.
Ein feines Geräusch schreckte ihn trotzdem auf. Es hatte sich angehört wie ein Quietschen, als wäre jemand mit einer Daumenkippe über Glas hinweggefahren.
Wieso?
Er schaute zum Fenster. Aus dieser Richtung war das Geräusch gekommen, und er hatte Angst vor dem Rechteck. Es kam ihm vor wie ein böses Tor, hinter dem ein Feind aus uralten Zeiten lauerte.
War das so?
Das. Quietschen wiederholte sich.
Diesmal aus einer anderen Ecke des Zimmers. Kulani mußte sich drehen, um dort hinschauen zu können.
Er richtete seinen Blick gegen das Fußende des Betts, und genau dort tanzte der Schatten.
Im Nu packte ihn das Entsetzen, der Atem stockte. Er hatte das Gefühl, Elektroden in den Ohrlöchern stecken zu haben, damit der Strom fließen konnte und dafür sorgte, daß sich seine Haare aufrichteten.
Der Schatten zitterte über dem Bett. Er bewegte sich nicht hektisch, er sah aus wie ein schiefer, böser Hampelmann, der den Alpträumen eines Kindes entstiegen war.
Kopf, Körper und Glieder waren vorhanden, aber der Kopf zeigte als Verlängerung ein Dreieck, als hätte man ihm eine Pyramide auf den Kopf gestellt.
Oder eine Krone.
Wie der Schwarze Prinz aus der Märchenwelt. Er wurde stets mit einer schwarzen Krone dargestellt.
In den kleinen Theatern, wo mit den Scherenschnitt-Figuren die alten Märchenstücke nachgespielt wurden, war er nur so zu sehen.
War es ein Schatten oder ein Scherenschnitt? Vielleicht kam - bei ihm beides zusammen, jedenfalls steckte ein böses Leben in ihm, und er war auch bewaffnet.
In der rechten Hand hielt er das Sägeschwert mit der langen Klinge.
Nicht echt, nur ein Schatten, ein Scherenschnitt, der durch Wände huschen konnte. Eine Halluzination, eine Einbildung der überreizten Nerven, das war lächerlich.
Die Wunde in seinem Nacken war es nicht. Sie brannte nach wie vor und erinnerte Fahran an die fürchterliche Realität, die er hinter sich hatte.
Das Grauen war zurückgekehrt. Einfach so, hineingedrungen in seine Wohnung, in sein Zimmer.
Und es kam.
Plötzlich schwebte der Schwarze Prinz schon über seinem Bett. Ein wahr gewordener Alptraum, ein Dämon, der mit seiner grauenhaften

Präsenz zuschlug.
Der Kopf nickte ihm zu.
Ein Gesicht?
Nein, eine Andeutung, ein Schnitt aus der dünnen Haut der Tiere. Dann getrocknet, bearbeitet, eingefärbt in den Farben Schwarz, Grau und einem leichten Braun.
Das Gesicht doch mit Falten, mit Vertiefungen, mit einem bösen Maul, das offenstand.
Das Fauchen fiel gegen Kulani, und das Grauen zwickte seinen Verstand.
Der Tod war gekommen…
Seine Geste wirkte hilflos, als er die Hände anhob. Er streckte sie dem Schwarzen Prinz bittend entgegen, er wußte nicht, was er getan hatte, um getötet zu werden.
Das Sägeschwert fuhr in die Tiefe. Es beschrieb einen Halbkreis, es war auf einmal da.
Der Schmerz war mörderisch.
Kulani konnte nicht schreien. Er sah nur, daß er keine Hände mehr hatte. Bevor er dies richtig begriff und einen Schrei ausstoßen konnte, bewegte sich das Sägeschwert ein zweitesmal.
Diesmal tiefer und länger gezogen, und sehr genau gezielt.
Der Schrei des Mannes erstickte in der Kehle, vom eigenen Blut überschwemmt.
Fahran Kulani starb, ohne zu wissen weshalb…

***

Drei Tage war Tricia Black in London bei der Familie Conolly geblieben. Sheila und Bill hatten sich mit der New Yorkerin sehr viel Mühe gegeben, damit sie es schaffte, die Schrecken des letzten Falls zu vergessen und auch nicht mehr an das fürchterliche Ende ihres Verlobten dachte, der ein Kollege von Bill gewesen war.
Zum Flughafen fuhr ich dann mit. Sie zitterte noch ein wenig, als sie daran dachte, daß sich vor wenigen Tagen hier das Finale des Falles abgespielt hatte und wir die beiden mächtigen Gegner Cigam und Stepanic hatten entkommen lassen müssen. Dafür war es uns gelungen, andere Menschen zu retten.
»Hoffentlich passiert nichts«, wiederholte sie immer wieder und rührte dabei ihren Kaffee um.
Wir beruhigten sie zu dritt und gaben ihr praktisch das Versprechen, daß der Flug normal laufen würde.
»Wenn Sie das sagen«, flüsterte sie und lächelte.
»Ganz bestimmt«, sagte Sheila und nickte der dunkelhaarigen Tricia optimistisch zu.
Bei Bill piepste es.

Wir alle hörten das Geräusch, aber nur Sheila verzog das Gesicht, da sie es nicht leiden konnte, wenn ihr Mann immer mit diesem kleinen Funktelefon herumlief. Bill wollte eben immer zu erreichen sein und ließ sich das Gerät nicht ausreden.

Er holte es aus der Innentasche und meldete sich.

»Ach, Suko. Hast du Sehnsucht?«

Suko sprach so laut, daß ich ihn gut hören konnte. »Ja, gib mir mal John rüber.«

»Das wird schlecht gehen. Ich reiche ihm mein Phone.«

»Das meinte ich doch.«

Ich klebte mir das Ding ans Ohr. In der kleinen Cafeteria ging es hektisch her, und ich hielt mir ein Ohr zu, um den Inspektor besser verstehen zu können.

»Was hast du denn auf dem Herzen?«

»Ich nichts, sondern Tannen.«

»Wieso er?«

»Da gibt es eine Spur.«

»Inwiefern?«

»Hat er nicht gesagt. Aber er klang ziemlich aufgeregt und bat mich, dich so schnell wie möglich loszueisen, damit du ihm einen Besuch abstatten kannst. Er ist in seinem Büro. Es eilt tatsächlich, John.«

»Bleibst du im Yard?«

»Nein, ich werde auch dort sein.«

Ich überlegte einen Moment. »Könnte das heißen, daß Tanner wieder einen Fall hat, der…?«

»Du kennst ihn.«

Ich schlug mir gegen die Stirn. »Natürlich. Die toten Schafe und Ziegen und der Schäfer mit seinem Hund.«

»Richtig.«

»Hat er etwas über die neue Spur verraten?«

»Nein, wir werden ihn selbst fragen müssen.«

»Gut, dann treffen wir uns bei Tanner im Büro.«

»Ich warte.«

Als ich Bill das kleine Gerät zurückgab, winkte er ab. »Du brauchst nichts zu sagen, Alter, wir wissen Bescheid. Dich ruft mal wieder die große Pflicht.«

»Das stimmt.«

»Aber wir haben noch Zeit bis zum Start der Maschine«, sagte Sheila lächelnd zu unserem Gast, von dem ich mich verabschiedete, ihm alles Gute wünschte und auch versprechen mußte, ihn in New York zu besuchen, wenn ich wieder dort war.

»Mache ich doch glatt. Sie aber sollten mal Abe Douglas kennenlernen. Er ist sehr nett.«

»Auch als FBI-Mann?«

»Haben Sie was gegen Polizisten?« fragte ich lächelnd.
»Nichts gegen Sie.«
»Es gibt überall solche und solche. Abe ist wirklich nett. Grüßen Sie ihn von mir.«
»Werde ich machen.«
Ich verabschiedete mich auch von den Conollys und hatte es danach sehr eilig.
Im Wagen dachte ich darüber nach, welche neue Spur es gegeben haben könnte. Waren vielleicht wieder tote und enthäutete Tiere irgendwo aufgefunden worden?
Ich mußte durch London. Das war wieder eine Reise der Frustrationen. Der Verkehr stockte an zahlreichen Stellen. Oft genug stand ich in den Schlangen und hatte auch Mühe, in die Kreisverkehre zu kommen. Irgendwann, ziemlich verschwitzt und ärgerlich, erreichte ich das alte Backsteingebäude, in dem Chiefinspektor Tanner mit seiner Mannschaft hauste. Man kannte mich, ich kam sofort zu ihm durch, und als ich das Büro betrat, da telefonierte der Mann mit dem Hut und Suko legte einen Finger auf die Lippen, um mich zu warnen.
Leise schloß ich die Tür. Tanner schwitzte. Ich hörte aus dem Gespräch heraus, wie er mit seiner Frau sprach. Wir hatten sie noch nicht kennengelernt. Er hatte einen gewissen Respekt vor ihr und nannte sie stets sein Ehegespenst. Aber nur, wenn sie nicht dabei war.
Ich lehnte mich gegen die Tür und mußte grinsen, denn Tanner wurde ziemlich klein. Wie ich heraushörte, wollte seine Frau, daß er nach Hause kam. Daß dies nicht so klappte, daran gab er mir die Schuld, schaute plötzlich auf und sagte laut und deutlich: »Ha!«
Selbst sein Ehegespenst schwieg. So konnte er seiner besseren Hälfte endlich sagen, daß ich eingetroffen war und er am Abend wohl pünktlich ankäme.
Dann legte er auf.
»Warst du in der Sauna?« fragte ich ihn und grinste ihn dabei an. »Du schwitzt so.«
Er winkte mit beiden Händen ab. »Hör auf zu meckern. Unterhalte du dich mal mit meinem Weib. Das treibt dir aber das Wasser nicht nur in die Augen.«
»Deshalb bin ich ja noch Junggeselle.«
»Dich will auch keine.«
Ich zog mir einen Stuhl heran, ließ mich darauf nieder und wartete auf Tanners Bericht.
Der Chiefinspektor schob seinen alten Filzhut zurück, ein Zeichen dafür, daß es ihm wieder besser ging und seine Laune um einiges angestiegen war. »Wir haben eine Spur, John.«
»Breit, schmal?«
»Mittel.«

»Das läßt alles offen.«
Tanner beugte sich vor. Mit dem Ellbogen rutschte er dabei über den Schreibtisch, was dem Stoff nichts weiter ausmachte, der war sowieso schon verschlissen. »Es hat einen Toten gegeben, einen dreißigjährigen Javaner namens Fahran Kulani.«
»Und weiter.«
»Man hat ihm seine Hände abgeschlagen und ihn danach mit einem Stich durch den Hals getötet.«
Ich ließ mir mit der Antwort Zeit. »Deutet das deiner Meinung nach auf einen Ritualmord hin?«
Tanner hob die Schultern. »Das ist nicht das Problem, John. Unsere Experten haben etwas anderes herausgefunden. Im Prinzip geht es um die Mordwaffe.«
»Ein Schwert?«
»Kann sein. Wenn ja, dann muß es aus einem besonderen Material bestanden haben.«
»Gold? Silber?«
Tanner grinste impertinent und schüttelte dabei seinen Kopf. Fast wäre der Filz noch verrutscht.
Ich schaute Suko an. Auch er grinste. Die beiden wußten etwas, nur mich ließen sie dumm.
»Sag schon.«
»Die Waffe bestand aus Ziegenhaut!«
Patsch! Das hatte gesessen. Die Sitzfläche des Stuhls war plötzlich glühend geworden. Am liebsten wäre ich in die Höhe geschossen, aber ich blieb sitzen, holte zweieinhalb mal tief Luft und sagte dann mit leiser Stimme: »Wenn das einer deiner Scherze sein soll, Tanner, dann finde ich ihn nicht einmal gut.«
»Sorry. John, aber in diesem Fall ist mir das Scherzen vergangen. Es ist so, wie ich es dir gesagt habe. Unsere Experten fanden an den Wundrändern Spuren von Ziegenhaut.«
Das war ein Hammer. Ich schluckte und schaute Suko an, der die Schultern hob.
Den Triumph gönnte sich Tanner selbst. »Ich habe dir doch gesagt, John, daß ihr bald am Zug sein werdet. Und so ist es auch gekommen. Diese Tat ist nicht normal, da steckt mehr dahinter. Ein Hausbewohner, der Geld von Kulani zurückhaben wollte, fand ihn und hat uns alarmiert. So weit, so gut, jetzt seid ihr an der Reihe.«
Ich mußte die Nachricht zuerst verdauen, rauchte dabei eine Zigarette und wollte wissen, ob die Kollegen schon den Hintergrund des Toten erforscht hatten.
»Wir haben uns bemüht. Viel ist dabei nicht herausgekommen. Er lebte in einer schlimmen Bude, getrennt von seiner Familie, die angeblich sehr groß sein soll.«

»Du kennst keinen aus dem Clan?«

»Wir haben noch keinen gefunden. Es hieß, daß Kulani ziemlich kontaktarm war. Ich habe trotzdem die Fahndung laufen lassen. Einige Kulanis sind im Raster hängengeblieben. Einwanderer aus Java, weißt du? Die haben wir registriert. Suko hat die Liste mit den Namen bereits von mir bekommen. Ihr könnt euch auf die Socken machen.«

Ich räusperte sich. »Was sagt dir denn, daß dieser Fall in unseren Bereich fällt?«

»Ich weiß es eben.« Manchmal stellte sich Tanner stur. Bisher hatte er eigentlich immer recht damit gehabt. »John, glaub mir. Da steckt mehr dahinter, als wir bisher gesehen haben. Der Vorhang ist nur ein winziges Stück zur Seite gezogen worden und nicht weiter. Da muß eine große Sache laufen.«

»Eine Mordwaffe aus Ziegenhaut«, murmelte ich, »das ist einfach nicht zu fassen.«

»Vielleicht ist auch eine aus der Haut der Schafe hergestellt worden«, vermutete Suko.

Wir stritten es nicht ab.

»Jedenfalls kann ich euch keine normale Erklärung geben«, resümierte Tanner und streckte sich.

»Außerdem haben sich unsere Leute nicht geirrt, solltet ihr darauf spekulieren.«

»Das hat keiner behauptet.«

Tanner fuhr fort. »Auch wenn die Haut einer Ziege getrocknet und behandelt wird, glaube ich nicht, daß sie so hart wie ein Schwert ist. Meiner Ansicht nach müssen dabei andere Mächte ihre Hände mit im Spiel gehabt haben.«

Ich blies meine eigene Luft unter die Nase. »Andere Mächte. Wenn das stimmt, könnten wir uns mit der javanischen Mythologie auseinandersetzen, Suko.«

»Wäre mal was Neues. Abgesehen von dem Uraltfall mit der Hexe aus Java.«

»Macht, was ihr wollt«, sagte Tanner, »aber bringt mir den Killer.«

»Und dann?« fragte ich.

»Gebe ich einen aus.«

Suko und ich grinsten synchron. Wir kannten Tanners Sparsamkeit. Seine Frau hielt beide Hände auf dem Geld. »Das wird aber teuer«, meinte mein Freund.

»Vielleicht sollte dein Ehegespenst die Rechnung zahlen«, schlug ich vor. »Holt erst den Killer.«

Ich stand auf. »Abgemacht, wenn du schon mal damit anfängst, für die Feier zu sparen…«

***

Die Hände des Mannes sahen aus wie altes, dürres Gestrüpp, als er in die Falten des Vorhangs griff und ihn zuzog. Jetzt konnte niemand mehr durch diese Scheibe schauen und ihn beobachten.

Es war wichtig, daß er nicht gesehen wurde, denn was folgte, ging nur ihn etwas an. Ihn, den Alten, den Älteren, den Mann, der alles richten konnte.

Im Zimmer war es nicht nur dunkel, auch stickig. Es roch nach Tabak und Gewürzen. Eine besondere Luft, geheimnisvoll, wissend, als wäre ihr eingeimpft worden, was alles noch geschehen konnte.

Der alte Mann wußte genau, wie es weiterzugehen hatte. Er ging durch den Raum und setzte sich in seinen Lehnstuhl. Beide Arme legte er auf die Lehnen rechts und links, atmete schnaufend. Dabei drehte er den Kopf, damit er in den Spiegel an der Wand schauen konnte. Er war da, um die Dämonen abzuhalten, aber er hatte es nicht geschafft. Der Dämon war da und war durch den Spiegel nicht irritiert worden, wie es die alten Botschaften erzählten.

Er sah sich selbst im Spiegel.

Das Gesicht eines alten Mannes mit dem Namen Bogan Kulani. Er war der älteste aus der Sippe, er war der Mann mit den weißen Haaren, den trüben Augen, den tiefen Falten in der Haut, aber noch immer mit einer Energie versehen, die ihn zur Führung prädestinierte.

Aber Führen hieß auch gefordert sein. Und er war in dieser Zeit gefordert. Er mußte Verantwortung übernehmen. Bogan Kulani hatte gedacht, daß es vorbei sein würde, daß mit dem Verlassen der Insel auch die erste Existenz zurückgelassen wurde.

Er hatte sich geirrt. Es gab eben Dinge im Leben eines Menschen, die so prägnant waren, daß sie einen Menschen bis zu seinem Tod nicht losließen.

Daran hatte er sich nie gewöhnen wollen, nun sah Bogan Kulani ein, daß es unmöglich war, dem Schicksal zu entrinnen. Es war immer stärker als der Mensch.

Er hatte seine Familie zusammengehalten. Eigentlich war keiner entwischt, bis auf Fahran. Ihn hatte er nicht halten können, er war den bösen Träumen erlegen, und er hatte als erster dafür büßen müssen. Vielleicht hätte Bogan ihn retten können, aber Fahran war verschwunden. Kontakt zur Familie besaß er nicht. Von Freunden wußte der alte Mann, daß Fahran ihn sogar verachtete oder totschwieg.

Bogan hatte zuerst stark darunter gelitten. Wochenlang war er krank gewesen und hatte im Bett gelegen, nur gepflegt von seiner Frau, die kurz darauf gestorben war.

Und so regierte er die Familie allein. Er war streng, er war gütig, aber er war unnachgiebig, wenn es galt, die Regeln einzuhalten, die aus der Heimat stammten.

Kulani senkte den Blick und schaute auf seine Hände. Sie zeigten tatsächlich die Spuren des Alters und sahen aus wie Gestrüpp. Die Finger erinnerten ihn manchmal an Knochen, über die eine sehr dünne Haut gezogen worden war.

Die Nägel besaßen die Form eines Vierecks. Die Haut zeigte kleine Risse und Falten. Diese Hände hatten gearbeitet, gestreichelt und auch bestraft, und sie würden jetzt etwas tun, vor dem sich Bogan zeit seines langen Lebens gefürchtet hatte.

Der Kult war erschienen!

Der Grausame, der Tod, der Wayang-Kult, über den in Java nur flüsternd gesprochen wurde.

Ein mörderischer, ein menschenverachtender Zauber, den auf Java schon die kleinen Kinder kannten, denn sie wurden in den alten Geschichten und Märchen damit konfrontiert.

Sie erlebten ihn, wenn sie die Puppentheater besuchten, wo die Figuren aus der Mythologie entstanden und ihnen all die Dinge vorgespielt wurden, vor denen sie sich fürchten konnten.

Der Wayang-Kult war grenzenlos, er hatte auch in London zugeschlagen.

Der alte Mann wußte, daß sein Sohn Fahran nicht mehr lebte. Man hatte es ihm gesagt und man hatte ihm auch erklärt, wie er sein Leben verloren hatte.

Da war es für ihn klar gewesen, daß die Zeit der Entscheidung bevorstand. Es mußte zum großen Kampf kommen. Zauber gegen Zauber, Böse gegen Böse.

Er räusperte sich. In seiner Kehle klebte der Schleim fest. Er spürte den Druck in den Augen, und seine rechte Hand fuhr zitternd in die Jackentasche, aus der er einen kleinen Schlüssel holte. Nur er durfte ihn tragen. Er gab ihn nie aus der Hand, weil der Schlüssel zu einem Schloß paßte, das eine Schublade abschloß, die die Breite des Schreibtisches genau in der Mitte teilte.

Sehr vorsichtig führte er den schmalen Schlüssel hinein. Er hatte ihn stets sorgfältig gepflegt und geputzt, was sich nun bezahlt machte. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, und die Schublade war offen.

Das Holz hatte sich etwas verzogen. Die Lade knarrte an den Seiten, als er sie aufzog.

Es war still im Raum. Nur sein Atmen und das Knarren des Holzes hörte er. Die Geräusche aus den übrigen Räumen der Wohnung drangen nicht bis an seine Ohren. Die anderen wußten, daß sie still sein mußten. Erst wenn er das Zimmer verließ, würde er seine Erklärung abgeben.

Halb öffnete er die Lade. Danach schob er seine rechte Hand hinein und tastete sich vor bis an das Ende der Lade, wo er den weichen Stoff spürte, der sich gegen seine Fingerkuppen schmiegte. Ein kurzes

Lächeln huschte über sein Gesicht, dann zog er den Stoff an das vordere Ende der Lade heran.

Seine Bewegungen waren genau überlegt. Nichts war überhastet. Mit einer schon unnachahmlichen Ruhe ging er Schritt für Schritt vor, und es trat ein Glanz in seine Augen wie das Feuer der Jugend, als er das Tuch hervorholte.

Bevor er es auf den alten Schreibtisch aus Mahagoniholz legte, drückte er die Lade wieder zu.

Da lag es nun…

Kulani holte tief Luft. Seine Augen bewegten sich, obwohl sie geschlossen waren. Nur das Zittern der Wimpern war zu sehen. Was sich innerhalb des Tuches befand, wurde erst sichtbar, als er den Stoff auseinandergerollt hatte.

Sein Blick fiel auf ein Stück Holz!

Im ersten Moment sah es so aus, aber bei genauerem Hinsehen erwies es sich als eine Puppe.

Wie eine Voodoo-Puppe!

Neben ihr lagen die Nadeln und die blonden Haare, die er von einer toten Zauberin abgeschnitten hatte. Zwei kleine Töpfe waren ebenfalls aus dem Tuch herausgerollt. Einer war mit Farbe gefüllt, der andere mit Leim. Selbst ein dünner Pinsel lag frei.

Bogan Kulani breitete das Tuch zu seiner vollen Länge aus, da er Platz haben mußte, um seine Arbeit zu beginnen. Obwohl er wußte, daß etwas Großes vor ihm lag, daß er vorhatte, den Kult zu zerstören, wirkte er äußerlich ruhig und gelassen.

Er schüttelte die beiden Töpfe durch, damit die Farbe und der Leim geschmeidig wurden. Beides war sehr wichtig für seine Arbeit, die er bis zur Dunkelheit fertig haben mußte; denn dann war die Zeit des Schreckens angebrochen.

Er öffnete den Leimtopf, tunkte ein kleines Holzstäbchen hinein und rührte die weiche Masse um.

Er war zufrieden.

Mit der linken Hand nahm er die Puppe hoch. Gleichzeitig zog er den kleinen Stab aus der Leimmasse und tupfte einige zähe Tropfen gegen die blanke Stirn der Puppe, bevor er sich daranmachte, sie auf der gesamten Fläche zu zerreiben.

Nach einer Weile war er zufrieden, griff nach dem Haar und drückte es vorsichtig auf den Kopf.

Zwischen seinen Fingern fühlte es sich an wie Stroh, war es aber nicht. Er zerknackte auch nicht. Je länger der es bearbeitete, um so geschmeidiger wurde es.

An den Seiten des Puppenkopfes zupfte er es glatt, stellte einige Härchen auch hoch, nickte dazu und machte sich selbst Mut, den Kampf aufzunehmen.

Es würde ein Kampf werden. Magie gegen Magie - Zauber gegen Zauber. Ein mörderischer Kampf, dessen Ausgang ungewiß war. Er konnte verlieren, aber auch der andere. Es gab einfach keine Voraussage dafür, wer letztendlich Sieger blieb.

Auch die Farbe war streichfähig geworden, so daß er es wagen konnte, den kleinen Pinsel einzutauchen.

Die Farbe zeigte eine Mischung aus verschiedenen Tönen. Allerdings überwogen dabei die dunklen.

Das Schwarz, das Grau und auch das Braun. Er rührte noch einige Male herum, bis er sicher war, die richtige Mischung erreicht zu haben.

Behutsam zog er den Pinsel wieder hervor, streifte ihn am Rand des Topfes ab und begann mit der Bemalung der Puppe.

Hatte sie zuvor aus blassem Holz bestanden, so zeigte sie schon bald so etwas wie Leben, denn die Linien, die er auf den Körper zeichnete, waren nicht glatt und gerade, sondern zitternd verteilt. Sie bildeten Bögen und Spalten, sie zeichneten Risse und Falten, so daß der Körper der Puppe beinahe wirkte wie ein Stück Baumrinde, in der die Natur ihre Spuren hinterlassen hatte.

Kulani erschuf ein kleines Kunstwerk. Nachdem er den Körper verändert hatte, nahm er sich die Beine vor. Auch sie bekamen dieses ungewöhnliche Muster, und er ließ auch die Arme nicht aus.

Anschließend legte er eine Pause ein, schaute gegen die Decke und hing seinen Gedanken nach, die er nicht so einzuordnen wußte, denn sie strahlten stets in alle Richtungen ab.

Wie ging es weiter? Was geschah, wenn er die Puppe fertig bemalt hatte?

Würde ihre Magie ausreichen, um den Kult zu stoppen?

Er konnte es nicht mit Bestimmtheit sagen. Er wußte nur, daß sich in seine Welt das Grausamste Eintritt verschafft hatte, das er sich nur vorstellen konnte.

Er war darüber informiert. Auch die anderen Mitglieder der Familie hatten von Fahrans Tod erfahren. Sie ahnten ebenfalls etwas, aber sie hatten nicht gewagt, ihm eine Frage zu stellen, obwohl alle wußten, daß die Zeit nun gekommen war.

Die Vergangenheit hatte sie eingeholt. Es war auch falsch gewesen, darüber nachzusinnen, daß sie ihr durch Flucht entrinnen konnten. Die Kräfte waren einfach stärker und denen der Menschen weit überlegen. Damit mußte er sich abfinden.

Die Farbe trocknete ein. Sie sah so aus, als würde, sie sich innerhalb des Holzes verteilen und hineinbrennen. Das Gesicht war noch unbemalt.

Wieder griff er nach dem Pinsel und führte die Spitze mit sicherer Hand über das Holz des Gesichts.

Was er da schaffte, war einmalig. Ein begnadeter Künstler hätte es nicht besser machen können.

Durch seine Kunst bekam das Gesicht ein gewisses Leben, obwohl es eigentlich nur mit diesen im Prinzip dunklen Farben bemalt worden war.

Vor ihm lag ein kleines Wunder…

Die Puppe besaß jetzt ein Gesicht mit Ausdruck, auch wenn dieser böse war. Scharfe Linien kerbten die Mundwinkel ein. Die Nase sprang spitz hervor, die Augen sahen aus wie winzige Kugeln, und auch sie schimmerten dunkel.

Wunderschön war dieses Kunstwerk anzusehen. Über Kulanis Lippen glitt ein stolzes Lächeln. Die erste Hürde war von ihm genommen worden. Er hätte nicht gedacht, daß es so einfach sein würde.

Trotz seines hohen Alters hatte er noch alles behalten, nichts war aus seinem Gedächtnis verschwunden, alles lag sehr klar vor ihm.

Er dachte an den Kult. Und er dachte daran, daß er ihn stoppen mußte. Mit dieser Puppe und mit den Nägeln, die er noch nicht in den Körper gedrückt hatte.

Noch lagen sie harmlos neben der Puppe, aber auch sie waren etwas Besonderes. Die Zauberin, von der er das Haar bekommen hatte und die gestorben war, hatte ihm die Nägel überlassen. Sie waren in einem bestimmten Feuer gehärtet worden und sollten den Widerstand herstellen, der Menschen vor dem Kult schützte.

Bisher hatte Kulani noch keinen Test durchführen können, und er war auch froh darüber gewesen.

Nun stand fest, daß er daran nicht mehr vorbeikam, und er wollte all sein Wissen einsetzen, um auch einen Erfolg zu erringen.

Er nahm den ersten Nagel zwischen Daumen und Zeigefinger, drehte ihn dabei, schaute ihn an, nickte zufrieden, als er dessen Härte überprüft hatte.

Ja, das konnte klappen.

Kulani senkte den Kopf, starrte die Puppe an, strich noch einmal tastend über das Holz, drückte dann mit der Nagelspitze dagegen und war zufrieden, als er merkte, wie weich das Material war.

Der Nagel würde seinen Weg finden. Er würde hineindringen in den Körper und steckenbleiben.

Die Mitte der Brust hatte er sich ausgesucht. Noch einen Moment wartete er ab, dann drückte er zu.

Das Holz war so weich, daß es dem Druck und der Spitze kaum Widerstand entgegensetzte. Es splitterte keineswegs. Es zeichneten sich weder Risse noch Spalten ab, und das ließ eine gewisse Zufriedenheit in Bogan Kulani hochsteigen.

Die erste Nadel steckte.

Er nahm die zweite. Die wiederum fand neben der linken Schulter

ihren Platz.

Die dritte an der rechten Schulter, und eine vierte Nadel war für das Gesicht der Puppe bestimmt.

Wo hinein?

Die Stirn war wichtig.

Und das tat er auch.

Diesmal zitterte Kulani, als hätte er Angst davor, etwas zu zerstören. Die kurze Berührung, danach der Druck.

Es klappte.

Auch in die Stirn hinein drang die Nadel, ohne das Holz zu zerbrechen. Es zeigte sich nicht ein neuer Riß, die Puppe war elastisch geblieben. Aber erst jetzt war sie perfekt.

Bogan Kulani lehnte sich zurück. Ein befreiender Atemzug drang aus seinem Mund. Es hörte sich an wie ein schweres Seufzen, als wollte er von einem geliebten Menschen Abschied nehmen.

In seinen Augen lag ein ungewöhnlicher Glanz. Die Müdigkeit des Alters war daraus verschwunden, er hatte es geschafft, er war diesem Zauber zugetan, er wußte nun, daß er sich dem verfluchten Wayang-Kult stellen konnte. Bogan war nicht so waffenlos wie sein mißratener Sohn Fahran, den der Tod überrascht hatte.

Der Tod war ein Meister der Taktik, das wußte der alte Mann ebenfalls. Er schlug immer dann zu, wenn man es von ihm nicht erwartete. Da er den Kult kannte, stellte er sich die Frage, wer seinen Sohn umgebracht hatte.

Es waren alle schlimm. Aber zu den beiden schlimmsten gehörten der Schwarze Prinz und der Scherenmann. Sie waren die Zerstörer, die Grausamen, die geschickt wurden, um die Feinde zu vernichten.

Schon den Kindern wurde von ihnen erzählt. Auf Java lebten die Menschen mit ihren Geistern und Dämonen, die alten Legenden aus den verschiedenen Reichen gehörten dazu, sie waren in das Leben der Inselbewohner integriert.

Gut und Böse kämpften gegeneinander. Beide stellten den Lauf der Welt dar, aber sehr oft gewann das Böse, das durch den Wayang-Kult ein Aussehen bekommen hatte.

Ein schattenhaftes Aussehen!

Wenn die Geschichten gespielt wurden, dann nur von Schatten, die scherenschnittartig über eine Leinwand huschten. Die Schatten malten sich dann, je nach Lichteinfall, drohend oder weniger drohend ab. Aber die Waffen der Bösen töteten immer.

Das Gegenmittel lag nun vor ihm auf dem Schreibtisch. Die alte Zauberin war viel in der Welt herumgereist und auf oft abenteuerlichen Wegen in fremde Länder gekommen.

Sie hatte von einem Voodoo-Kult berichtet und erfahren, daß er den Wayang-Kult stoppen konnte, wenn derjenige, der es tat, auch die

Regeln einhielt.

Bogan Kulani schreckte zusammen, als er das dumpfe Geräusch hörte. Irgendwo im Haus hatte jemand gegen eine Wand geschlagen, als wollte er dort einen Nagel einhauen.

Für einen Moment blieb er starr sitzen. Über seinen Nacken rann ein kalter Schauer, der auch den Rücken nicht ausließ. Er hatte Ruhe gewollt und sie nicht bekommen. Durch irgendein Ereignis war sie unterbrochen worden.

Ein schlechtes Omen?

Er wußte es nicht und wartete ab. Niemand störte ihn in den nächsten Minuten. Er saß allein in der Stille, aber er hatte das Gefühl, als wäre er plötzlich nicht mehr allein.

Im Zimmer hatte sich etwas verändert.

Der Blick des alten Mannes glitt über die Regale hinweg, erfaßte auch den hohen Schrank und wanderte weiter bis zum Fenster, das durch die Vorhänge verdeckt wurde.

Dort etwa?

Sehen konnte er nichts, nur annehmen. Langsam stand er auf. Er schob den Lehnstuhl zurück, der sich auf dem weichen Teppich lautlos bewegte. Kulani wagte nicht einmal, laut Luft zu holen. Die Gewißheit, nicht mehr allein zu sein, verdichtete sich immer mehr und ließ sein Herz schneller schlagen.

Der Kult war da, daran gab es für ihn keinen Zweifel. Er hatte bereits seine Boten geschickt, die lauerten und sich noch im Unsichtbaren verborgen hielten.

Aber wo?

Er drehte sich um.

Die Tür lag im Schatten. Dahinter war nichts zu hören. Auch über manche Möbelstücke krochen die Schatten hinweg, ohne sich zu bewegen. Sie kamen ihm vor wie Schlamm, der eingefroren war.

Wo lauerte die Gefahr?

Die Luft war warm geworden. Er roch die Ausdünstungen seines Körpers und verfluchte sich innerlich, daß er überhaupt so extrem reagierte.

Ihm wurde übel, er würgte. In seiner Kehle hatte sich ein dicker Klumpen festgesetzt. Kulani fragte sich, ob in diesem Augenblick bereits die Entscheidung herbeigeführt wurde und dann alles zu Ende war.

Das wollte er nicht hoffen, daran wollte er nicht glauben. Nein, diesen Weg sollte es nicht geben, er war…

Seine Gedanken brachen ab.

Er hatte etwas gesehen.

Am Fenster, hinter dem Vorhang.

Dort bewegte sich ein Schatten.

Kulani mußte es einfach glauben, er bekam den Beweis, denn dieser Schatten trug eine Waffe bei sich, die weit auseinanderklaffte, zwei Schenkel bildete, die dann zusammenklappten.

Da wußte Kulani, wer gekommen war.

Der Scherenmann!

***

Wenn es je eine Steigerung für grausam gab, dann war es der Scherenmann, der zwar Arme besaß, diese aber ab Höhe der Ellbogen zu Scheren wurden, deren Innenseiten glatt geschliffen waren, so daß sie mit einem Schlag, einem Zusammenschnappen, den Kopf eines Menschen vom Körper trennen konnten.

War so sein Sohn ums Leben gekommen? Hatte auch er den Scherenmann gesehen und ihm Tribut zollen müssen?

Sein Mund trocknete aus. Der Geschmack von bitterer Galle stieg gleichzeitig in ihm hoch. Er wäre am liebsten geflüchtet, das schaffte er nicht, denn er konnte seinen Blick einfach nicht von diesem Vorhang wenden, hinter dem die Figur einen bizarren Tanz aufführte und ihre Mordhände hektisch bewegte.

Er sah den Scherenmann im Profil, und er mußte sich eingestehen, daß es keinen Unterschied zu der Figur gab, die er aus Java kannte. Sie hatte die gewaltige Entfernung überstanden, wieder ein Beweis für die Macht des Wayang-Kults.

Vor seinen Augen spielte sich eine unheimliche Szenerie ab. Der Scherenmann, nur als Schatten und deshalb gesichtslos zu erkennen, bewegte seine Mordarme und ließ dabei seine Scheren immer wieder zusammenschnappen. Als sie aufeinandertrafen, erklang trotzdem kein Geräusch. Weder ein Klirren noch ein Schaben oder ein Knacken, die Gestalt mit der Schere arbeitete völlig lautlos.

Doch jede Bewegung seinerseits glich einer schrecklichen Drohung und machte dem Zuschauer klar, daß er in diesem Spiel nur der Verlierer sein konnte.

Er spürte die Furcht immer stärker. Sie verwandelte sich in eine Säure; er schaffte es nicht, sie herunterzuschlucken.

Nur für ihn spielte die Figur. Kulani wußte, woraus sie bestand. Man fertigte sie aus Ziegen- oder Schafshaut an. Sie wurden von den Tieren abgezogen, dann getrocknet, gegerbt, mit gewissen Flüssigkeiten behandelt, und sie war fertig, um daraus die Figuren ausschneiden zu können.

Nur gab es hier keinen, der sie führte. Der Scherenmann war hinter dem Vorhang erschienen und bewegte sich von allein. Er tanzte zuckend, er war wie ein Clown, der das Böse ausstrahlte, das von keinem Widerstand aufgehalten wurde.

Nicht eine Falte bewegte sich, der Vorhang blieb starr, und trotzdem

tanzte die Figur.

Bogan Kulani war ein Experte, was diese Schattenspiele betraf. Er wußte genau, was der Tanz bedeutete, denn er kannte jede Bewegung. Jedes lautlose Zucken und Huschen besaß eine bestimmte Bedeutung, die nur auf ein Ziel hinwies.

Auf den Tod!

Ja, er sollte sterben. Es war wie ein Vorspiel, aber der Scherenmann hatte ihm nicht zu verstehen gegeben, wann die Sekunde seines Todes eintreffen würde.

Noch hielt er sich zurück, wirbelte von einer Seite zur anderen, verbeugte sich, richtete sich wieder auf und schüttelte sich plötzlich durch, als hätte man Wasser über ihn ausgegossen.

Er war wie von Sinnen.

Dann hörte Kulani etwas.

Zischende Laute drangen ihm entgegen. Ihren Ursprung hatten sie hinter dem Vorhang. Gleichzeitig veränderte sich die Temperatur. Sie kühlte sehr stark ab.

Eisige Kälte wehte durch den Raum. Kulani kam sie vor, als wäre sie bereits der Bote des Todes.

Sie war nicht sichtbar für ihn, nur mehr ein Hauch, ein Nebelstreifen, eine flüchtige Begrüßung, die über ihn hinwegstrich und an seinen Wangen entlangglitt.

Die Angst blieb.

Sie verdichtete sich. Sie war wie ein schwarzer, dicker Klumpen aus Teer, der sich in seinen Magen festsetzte und ihn nicht mehr loslassen wollte.

Plötzlich war da die Stimme. Eine bekannte und trotzdem verfremdete Stimme. Ein Gruß aus der Vergangenheit, die schon so weit zurücklag. Eine böse, eine grauenvolle Warnung.

»Ich hole euch… ich hole euch alle. Denke an den Kult, Bogan. Denke daran. Du kannst ihm nicht entrinnen. Du hast alles getan, aber es war genau das Falsche. Kein Mensch kann dem Kult entfliehen. Er ist da, er wird immer bleiben. Hörst du…?«

Bogan hatte gehört. Ja, der Kult war da, er würde bleiben, er würde nie vergehen.

In den ungeschriebenen Gesetzen hieß es, daß er die Zeiten überleben würde.

Alle Zeiten, bis ans Ende der Welt…

Kulani hatte nach der Puppe greifen wollen, um mit ihr den Gegenzauber aufzubauen, aber die Stimme hatte ihn regelrecht paralysiert. Er stand auf dem Fleck, ohne auch nur den kleinen Finger rühren zu können. Die ungewöhnliche Kälte hüllte ihn ein wie in einen Mantel. Er kam kaum dazu, nach Atem zu schnappen, und dann hörte er zum Abschied das häßliche, gemeine und gleichzeitig

triumphierende Lachen der Stimme.

Es klang wie ein Versprechen, das irgendwann einmal eingelöst wurde. Danach war es ruhig. Kein Scherenmann mehr, keine Stimme, die zu ihm sprach.

Stille…

Tief atmete Bogan Kulani durch. Als er über seine Wangen hinwegstrich, waren sie schweißnaß.

Die Augäpfel drückten von innen, seine Lippen waren trocken und rissig geworden, in seinem Magen brannte es wie Feuer. Er schüttelte den Kopf und konnte einfach nicht verstehen, daß so etwas passierte.

Der Scherenmann war schlimm genug. Als noch schlimmer jedoch empfand er die Stimme, die sich gemeldet hatte.

Ja, er kannte sie, er kannte sie sogar sehr gut, denn sie gehörte Konda Kulani.

Und das war sein Bruder!

***

Die Erinnerung an diesen Mann ließ ihn beben und zittern. Jahrelang hatte er nicht mehr von ihm gehört. Er war aus dem Familienclan verschwunden, als hätte es ihn nie zuvor gegeben. Aber er war schon in jungen Jahren einen anderen Weg gegangen als die restlichen Kulanis. Er hatte sich immer von ihnen abgewandt, um den Weg der Schatten zu gehen, weil er davon überzeugt war, nur durch ihn die Welt begreifen zu können.

Er war abgerutscht. Er war hineingeglitten in die Tiefen der Hölle. Die Unterwelt hatte ihn aufgenommen, ihn tief in ihre Gefilde hineingezogen und wieder ausgespieen. Und jetzt war er zurückgekehrt, um Tod und Vernichtung zu bringen.

Bogan Kulani drehte sich mit schwerfälligen Bewegungen um. Sein Gesicht wirkte plötzlich so grau und zittrig wie das der bemalten Puppe. Sein Blick war leer, obwohl es in seinen Augen feucht schimmerte und das Tränenwasser sehr bald an seinen Wangen herab nach unten rann, um sich unter dem Kinn zu vereinen.

Als er seine Füße anhob, um zu gehen, da merkte er, wie sehr die Beine zitterten.

An der Kante des Schreibtisches mußte er sich abstützen. Dabei fiel sein Blick zwangsläufig auf die auf dem Rücken liegende Puppe mit den aus dem Körper ragenden Nägeln.

Zuerst wollte er nicht glauben, was er sah, weil es für ihn einfach so gut wie unmöglich war.

Trotzdem, es blieb, er hatte sich nicht geirrt. Seine Augen spielten ihm keinen Streich.

Genau an den Einstichstellen der Nadel sah er die braunroten Flecken. Sie erinnerten ihn an rostiges Blut.

Kulani blieb stehen, ohne sich zu rühren. Er lauschte dem Echo seines Herzschlags, das in seinem Kopf ein dumpfes Pochen hinterließ. Bogan wußte keine Erklärung für dieses Phänomen. Er hatte sich voll und ganz auf den Zauber der Puppe verlassen, doch nun mußte er sich eingestehen, daß er möglicherweise einem Irrtum unterlegen war. Allein die Anwesenheit des Scherenmanns und die seines Bruders hatten für eine Veränderung der Puppe gesorgt.

Kulani erinnerte sich daran, wie er die Nadeln in das weiche Holz gedrückt hatte. Dabei war kein Blutstropfen zu sehen gewesen. Jetzt aber bildeten sie rostrote Ränder um die Einstichstellen. Der Beweis, daß die andere Seite die Puppe manipuliert hatte, lag greifbar vor ihm.

Mit einer schon zärtlich anmutenden Bewegung hob er die an und legte sie auf seine Handfläche.

Das Holz war leicht, die Puppe wog nicht viel. Selbst das Gewicht der Nägel machte ihr kaum etwas aus. Bogans Augen brannten. Seine Tränen kamen ihm vor wie Seifenwasser. Er fühlte sich einsam und von allen verlassen. Sehr sorgfältig wickelte er die Puppe wieder in den Stoff ein und steckte sie in die tiefe Außentasche seiner Jacke.

Dann ging er zur Tür.

Dabei überkam ihn das Gefühl, daß er es nicht selbst war, der den Weg nahm. Er kam sich vor wie ein Fremder. Die Kälte war nicht mehr, im Raum herrschte wieder die normale Temperatur. Dennoch steckte die Furcht vor der Zukunft in ihm.

Als er öffnete, störte ihn das Knarren der Angeln. Irgendwann würde jemand die Türen ölen müssen.

Sie wartete auf ihn.

Sie saß auf einem Stuhl, den Blick starr gegen ihn gerichtet, und als Kulani seine Tochter anschaute, da durchfloß ihn das Gefühl des Stolzes.

Seine Frau hatte erst ziemlich spät Kinder bekommen. Shida war die Jüngste aus dem Clan und die Schönste.

Wie eine Blume wirkte sie in ihrer gelben, weit geschnittenen Bluse. Das dunkle Haar hatte sie hinter den Ohren zur Seite gekämmt und im Nacken zusammengebunden. Dort wurde die Flut von einem gelben, weichen Samtring gehalten.

Die schwarzen Leggins mit dem ebenfalls gelben, grünen und orangen Farbmuster umstrichen die sehr schlanken Beine. Sie kamen zum Vorschein, als Shida aufstand.

Ihr Vater hatte es bedauert, daß sie den anderen, den modernen Weg eingeschlagen hatte. Er hatte aber auch einsehen müssen, daß sie zu einer anderen Generation gehörte und er nicht das Recht besaß, sich in ihr Leben einzumischen. Trotz allem hatte sie die Verbindung zur Familie nie verloren, wenn sie gebraucht wurde, dann war sie auch

zur Stelle.
Shida nickte ihrem Vater zu. »Du… du siehst nicht gut aus, Vater? Du hast es nicht geschafft?«
Er kam sich plötzlich so hilflos vor. Früher war er immer der Starke gewesen, der seine Familie beschützte, aber jetzt sah er sich selbst als nutzlos an.
»Er ist sehr stark«, flüsterte er. »Sehr, sehr stark. Wir können nichts dagegen tun.«
»Aber du hast…«
Er ließ Shida nicht ausreden. Ihr Gesicht mit der wunderschönen weichen Haut zeigte eine leichte Furcht. »Ja, du hast recht, meine Tochter. Du hast so recht. Aber es gibt leider gewisse Dinge im Leben, denen muß man sich stellen. Mich und damit auch euch hat eine schreckliche Vergangenheit eingeholt. Mit deinem Bruder begann es, er ist das erste Opfer geworden, andere werden folgen, wenn es nach den alten, grausamen Gesetzen geht. Aber das will ich nicht. Nein, ich möchte nicht, daß der Tod reiche Ernte hält…«
»Der Kult, Vater?«
Bogan nickte. »Er hat uns eingeholt. Er will sich rächen. Er will den Frevel abwaschen.«
»Was sollen wir tun?«
»Nichts…«
Plötzlich blitzte Widerstand in den Augen der jungen Frau. Sie wollte es nicht hinnehmen. Sie hatte gelernt, sich durchzusetzen. Sie ließ sich nichts gefallen, und ihr war es schließlich gelungen, ihren Weg zu gehen und sich hochzuarbeiten bis hin zur Lehrerin an einer Schule für Farbige.
»Vater!« erklärte sie mit entschiedener Stimme. »Wir werden es nicht hinnehmen. Wir werden kämpfen. Es soll der anderen Seite nicht gelingen, unsere Familie zu vernichten.«
»Wir müssen eine Schuld begleichen, Kind!«
Shida hob die wohlgeschwungenen Augenbrauen. »Darf ich fragen, welche Schuld das ist?«
»Eine sehr alte. Einer ist gekommen, der die Fäden in den Händen hält«, berichtete er mit leiser Flüsterstimme. »Der Tod ist in London und hat uns unter Kontrolle.«
»Hat der Tod einen Namen?« Sie ging einen kleinen Schritt vor. »Ist es der Wayang-Kult?«
»Auch, mein Kind.«
»Und was ist es noch?«
»Mein Bruder!« Es war ihm schwergefallen, die Antwort zu geben, aber Bogan wollte vor seiner Tochter keine Geheimnisse mehr haben. Vor allen Dingen nicht bei diesen extremen Dingen und düsteren Zukunftsaussichten.

»Konda!« Er mühte sich, um das eine Wort über die Lippen zu bekommen. Dann wiederholte er es.

»Konda…«

Shida war verwirrt. Sie räusperte sich, überlegte stark, schaute ihren Vater an, der einen Eindruck machte, als sollte er sie darum bitten, daß ihr endlich die Lösung einfiel.

»Weißt du es nicht?«

Shida kaute auf der Unterlippe. »Doch - ja, ich weiß es. Aber es ist irgendwie noch zu weit weg. Ein grauer Nebel hüllt es ein. Ich habe den Namen schon einmal gehört. Es ist doch ein Name - oder?«

»Sogar der meines Bruders.«

Da fiel es ihr wie Schuppen von den Augen. Sie ballte die rechte Hand zur Faust und merkte kaum, wie hart die Nägel dabei in das Fleisch des Ballens stachen.

»Gütiger Himmel«, sagte sie nur. »Aber er ist doch längst verschwunden, vergessen oder tot…«

Der alte Mann konnte nicht anders, er mußte einfach lachen. »Oh, du kleine Närrin!« rief er aus.

»Das ist alles nicht wahr. Auch ich habe so ähnlich gedacht wie du, aber ich habe mich sehr geirrt, das mußt du mir glauben. Konda ist gekommen, er ist hier, er ist in London, und er ist der Tod…«

Das letzte Wort hatte er mit einem so dumpfen Klang in der Stimme ausgesprochen, daß Shida eine Gänsehaut nicht unterdrücken konnte. Sie fragte stockend: »Dann ist er der Mann, der den Kult leitet?«

»Ja, die Figuren gehorchen ihm…«

Der Schauer auf ihrem Körper verdichtete sich. Körner aus Eis schienen ihn nachzuzeichnen. Sie preßte die Lippen hart zusammen, holte nur durch die Nase Luft, überlegte sich die nächste Frage und kam auf den Gegenzauber zu sprechen.

Ihr Vater sah traurig aus, als er die Antwort gab. »Ich habe ihn«, sagte er. »Ich hatte ihn schon sehr lange, aber er wird nicht ausreichen, fürchte ich.«

»Warum nicht?«

»Vielleicht hat er gelitten. Aber die Jahre sind vergangen, sie sind enteilt, ich hätte mich früher darum kümmern müssen, aber ich habe noch immer gehofft. Jetzt ist es wahrscheinlich zu spät. So leid es mir tut, dies sagen zu müssen.«

»Und die Gefahr?«

»Ist stärker denn je. Die alte Rechnung wird präsentiert. Begonnen hat es mit Fahran. Es wird weitergehen, denn niemand wird von ihm verschont werden, auch du nicht.«

Shida war nachdenklich geworden und zugleich unsicher. »Was sollen wir denn tun? Uns einfach der Reihe nach umbringen lassen?«

»Nein.«

»Dann sag die Lösung.«
Bogan schüttelte traurig den Kopf. »Ich weiß sie nicht. Ich weiß nur, daß wir gemeinsam stark sind und nicht dann, wenn wir uns verzetteln oder getrennt leben.«
Sie verstand. »Ich soll die anderen holen?«
»Ja, ruf sie zusammen.«
»Hierher?«
»In dieser Wohnung wollen, in diesem Haus wollen wir den Tod erwarten.«
Shida nickte. Sie konnte nicht widersprechen. Wenn sie über die Worte nachdachte, dann war es wohl der beste Vorschlag, den ihr Vater hatte machen können.
Langsam drehte sie sich um und ging zur Tür. Dabei hatte sie das Gefühl, über glühende Kohlen zu laufen.
Bevor sie aus dem Raum verschwand, stellte sie noch eine Frage. »Wie wäre es denn, wenn wir der Polizei Bescheid gäben?«
Bogan lächelte dünn. Es sah aus, als würde Pergamentpapier über seine Lippen knistern. »Würde die Polizei uns glauben?«
»Ich denke nicht.«
»Genau.«
Shida ging und schloß die Tür leise hinter sich zu…

***

Niemand will es so recht zugeben, es ist trotzdem eine Tatsache. In London existierten Gettos.
Die Stadt ist gewaltig und leidet schwer unter der Vergangenheit, denn das Empire muß dafür bezahlen, was es in der Vergangenheit an Kolonisationssünden auf sich geladen hat.
Alle Hautfarben sind in London vertreten. Während sich die dunkelhäutigen Bewohner besser integriert hatten, ging es den anderen nicht so gut. Oft wollten die aus Asien stammenden Minderheiten auch nicht integriert werden und lieber unter sich bleiben, und so hatten sich eben die Gettos bilden können.
Die Kulanis waren im Raster hängengeblieben. Uns fiel die Aufgabe zu, sie zu suchen.
Der Tote hatte seine Bude in der Nähe des Hafens gehabt. Wir waren hingefahren, hatten sie durchsucht, aber nichts gefunden, was uns hätte weiterhelfen können.
Zwischen den schmutzigen Wänden hing noch immer der strenge und pappige Blutgeruch. Es war keine Wohnung, mehr ein schmutziges Nest, in dem ich es keine zwei Tage ausgehalten hätte. Fahran hatte in einem Anbau gelebt, aber das übrige Haus war auch nicht besser.
Die Bewohner standen uns gegenüber wie Eiszapfen. Hier wollte niemand etwas mit der Polizei zu tun haben, und wenn wir Fragen

stellten, flogen entweder die Türen zu, oder man hob nur die Schultern.

»Granit«, sagte Suko, als er aus dem Fenster in den tristen Hinterhof schaute. »Hier beißt du auf Granit.«

Ich hob die Schultern. »Und doch muß dieser Mann andere Menschen gekannt haben. Es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Ja, da kannst du nur lange suchen. Mittlerweile geschieht dann der nächste Mord.«

»Du bist dir aber sehr sicher.«

»Ja.«

»Warum?«

Er drehte sich um und starrte gegen die rostigen Blutflecken auf der Bettdecke. »Das war kein gewöhnlicher Mord, John. Das riecht nach einer Hinrichtung, nach einem Ritual.«

»Mit Ziegenhaut.«

»Auch das noch.«

Ich murmelte den Namen Java vor mich hin, denn ich ging einfach davon aus, daß diese Insel die Spur brachte. Suko hatte mir zugehört und erkundigte sich, ob ich nach Java reisen wollte.

»Wenn alle Stricke reißen, schon.«

»Nein, John, nein. Ich gehe davon aus, daß wir die Lösung hier in London finden.«

»Bei den Kulanis.«

»Sicher.«

»Wo wohnen sie?«

Suko hob die Schultern. »Daß es sie gibt, steht fest. Nur haben sie keine Adresse angegeben.«

»Und Fahran scheint den Kontakt zu ihnen abgebrochen zu haben«, sagte ich.

»Er war der erste.« Suko ließ sich nicht beirren. Ich wollte wissen, worauf er seine Meinung baute.

»Bestimmt nicht auf Sand, John. Ich bin selbst Asiate. Ich weiß, was es in diesem Erdteil an Traditionen gibt, an Verbindungen und an Klammern an die Vergangenheit. Ich habe auch sehr genau nachgedacht und bin zu dem Ergebnis gekommen, daß der Killer mit einem System vorgegangen ist, das ein Europäer nicht begreift, weil er sich nicht in die alte Kultur hineindenken kann.«

»Dann kläre mich mal auf.«

Suko lächelte. »Das kann ich nicht. Ich weiß nur, daß Kulani einen Frevel begangen hat, der gerächt werden muß. Diese Frevel, diese Rachegeschichten sind oft die Inhalte der Märchen, Legenden und der Wandertheater. Gerade im asiatischen Raum spielen sie eine sehr große Rolle. Das beschränkt sich nicht allein auf China oder Japan, das gibt es auch in Südostasien, und auf den zahlreichen Inseln

Indonesiens. Ich habe keinen Beweis, aber das Vorgehen des Killers läßt darauf schließen, daß hier ein altes Drama perfekt und leider auch blutig nachgespielt wird.«

Suko hatte mit sehr großem Ernst gesprochen. Ich sah keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln.

»Wenn du das beweisen kannst, Alter, bist du Spitze.«

»Dazu müßten wir die Kulanis finden oder den Killer.«

»Der sich hier aufhält, wie?«

»Ich habe keine Ahnung, aber…«

Da flog die Tür auf. Zwei Kerle stürmten in die Bude wie zweibeinige Dampfwalzen. Sie hatten nicht mehr damit gerechnet, jemand zu finden. Ihre Gesichter jedenfalls sprachen Bände, als sie stehenblieben.

»Habt ihr es immer so eilig?« fragte ich.

Einer trug einen dicken Ohrring. Der Mann war klein, dunkelhäutig und sah verschlagen aus. Sein Kumpan war ein Weißer. Auf dem Kopf trug er eine schwarze Schirmmütze. Das Gesicht sah aus wie ein Pustelfeld. Es gab keinen Fleck, der nicht von Akne erfaßt worden war.

Der Farbige trat vor. Er zeigte mir seine Faust, über die er den Schlagring gestreift hatte. »Wenn du nicht bald verschwunden bist, wühle ich dir die Eingeweide durcheinander, weiße Sau!«

Ich blieb unbeeindruckt. »Ihr sucht Kulani?«

»Nein, seine Alte.«

»Was nun?«

Der Kleine holte aus - und wurde plötzlich friedlich, als er in die Mündung der Beretta schaute.

»Die Kugel wühlt dir zwar keine Eingeweide durcheinander«, sagte ich. »Aber sie hinterläßt manchmal Löcher, die nicht zu stopfen sind. Besonders dann nicht, wenn sie sich im Schädel befinden.«

Der Typ würgte an seiner Wut. »Woher kommt ihr?« fragte er. »Wer hat euch geschickt?«

»Keiner.«

Der Kleine kämpfte noch immer mit seiner Wut. Pickelgesicht sah es gelassener. Er hatte die Krempe hochgestellt und schaute mich aus wäßrigen Augen an.

»Uns schuldet er mehr. Wir haben ältere Rechte.«

»Tatsächlich?«

»Ja, verdammt.«

»Hier ist aber nichts zu holen.«

»Habt ihr es schon weg?«

»Nein.«

Der Kleine glaubte mir nicht. Er hätte mich auch angesprungen wie eine hungrige Ratte, aber die Pistole flößte ihm doch den nötigen Respekt ein.

»Wir wollten gerade verschwinden und woanders suchen«, erklärte ich. »Und wo?«
Ich grinste breit. »Rate mal, Kleiner.«
Diesen Spitznamen konnte er nicht überwinden. Er sah fast aus wie Rumpelstilzchen und trat sogar mit dem Fuß auf. »Ich weiß es nicht, verdammte Scheiße! Kulani hat Familie!« gab ich zu bedenken.
»Stimmt!« meldete sich das Pickelgesicht. »Da hat er recht. Die haben Familie gehabt. Haben sie doch alle, die…« Er schwieg.
Plötzlich grinste der Kleine. »Habe schon verstanden. Ihr wollt euch an der Familie gütlich halten.«
»Kann sein.«
»Guter Tip.«
»Aber zuerst sind wir an der Reihe.«
Der Kleine schielte auf meine Pistole. Als er sich bewegte, da zitterte auch sein Ring und warf Reflexe. »Wir könnten ja gemeinsam gehen«, schlug er vor.
»Darüber werde ich nachdenken.«
»Nur nicht zu lange.« Der Kleine schaute sich um. Er sah auch das Bett mit den Blutflecken. »Hat man ihn da massakriert?«
»Sieht ganz so aus.«
Pickelgesicht meldete sich. »Wir haben gehört, daß seine Hände fehlten. Muß ein irrer Typ gewesen sein.«
»Ich war nicht dabei.«
»Du denn, Chink?«
»Auch nicht.«
Der Kleine zupfte an seinem Goldring. »Na gut«, sagte er, »dann können wir ja los. Hier gefällt es mir sowieso nicht. Ich bin nicht gern in Buden, wo gekillt wurde.«
»So zart besaitet?«
»Klar doch.«
Ich nickte. »Okay, besuchen wir die Kulanis gemeinsam. Wohnen sie noch immer hier in…?«
»Ja, in dem großen Block an der Jamaica Road, nicht weit vom Southfork-Park entfernt.«
»Das ist gut.« Ich grinste innerlich. Was die Polizei nicht geschafft hatte, war mir durch eine hintergründige Frage gelungen. Herauszubekommen, wo die Kulinas lebten.
»Haben euch die Bullen eigentlich vernommen?« fragte Suko.
»Nein.«
»Ihr wißt auch nichts.«
»Du fragst wie ein Bulle.«
Suko lächelte kalt. »Vielleicht bin ich einer.«
»Ausgerechnet du.«
»Es stimmt«, sagte ich leise. »Er ist ein Bulle und besonders scharf auf

Typen, wie ihr es seid. Haut ab und laßt euch bei den Kulanis nicht blicken. Verschwindet sofort! Euer Geld könnt ihr euch hinter die Ohren stecken.«

»Spielschulden sind Ehren…«

Ich holte mit der freien Hand meinen Ausweis hervor. »Reicht dir das, Kleiner?«

Er stierte, er glotzte, er röchelte und sagte dann nur: »Verdammt noch mal, das stimmt.«

»Wie?« heulte Pickelgesicht.

»Sogar vom Yard.«

»Der Chink auch?«

»Noch einmal diese Beleidigung, dann bleibst du hier!« drohte Suko dem Mützenträger.

Der schloß seinen Mund.

Sein Kumpan, nicht mehr als ein laufender Meter, zog sich schon zurück und winkte mit beiden Händen ab. »Schon gut, Männer, schon gut. Es gibt keinen Grund zur Panik.«

»Das meine ich auch.«

Beide grinsten dümmlich, als sie die Tür aufzogen und den Weg nach draußen fanden. Sie brauchten nicht durch ein Treppenhaus. Dieser Anbau war durch eine Außentreppe zu erreichen, zusammengeschweißt aus Feuerleitern. Die Tür warfen sie zu. Wir hörten ihre Schritte auf dem Metall der Leiter - und den irren Schrei.

Er alarmierte uns wie eine Sirene.

Suko stand günstiger. Er riß die Tür auf, blieb aber in ihrem Rechteck stehen und schaute auf das Bild, das sich ihm bot.

Ich blickte über seine Schulter hinweg.

Uns bot sich ein Bild des Schreckens, das unsere Haare zu Berge stehen ließ…

***

Es hatte den Kleinen erwischt, ausgerechnet ihn. Er hing über dem Geländer, den Kopf nach außen, und aus der Wunde am Hals tropfte das Blut Wie Wasser aus einem Kran.

Der andere stand dicht an der Wand, war kalkbleich geworden und konnte sich nicht rühren. Der Killer mußte wie ein Schatten und urplötzlich erschienen sein. Er war über den Kleinen hergefallen und hatte ihn zumindest schwer verletzt.

Aber wo steckte er?

Ich drückte Suko vor, schaute nach links und sah ein Gebilde über die Hauswand huschen, das für mich im ersten Augenblick so wirkte wie ein normaler Reflex.

Es war ein Schatten, und er besaß eine besondere Form. Eine menschliche Gestalt mit kurzen Armen bis zu den Ellbogen. Was

danach hervorwuchs, waren zwei Scheren.

Hatte er vielleicht…?

Der Schatten wanderte. Innerhalb von Sekunden huschte er der Dachkante entgegen, war verschwunden.

Aus, vorbei…

Suko kümmerte sich um den Verletzten. Der Pickelkerl heulte jetzt und zitterte wie Espenlaub. Verschwinden würde der bestimmt nicht. Suko hatte den Körper hochgehievt und drückte ihn rücklings auf die Stufenkanten der Feuerleiter.

Seitlich am Hals, am Nacken und am Kinn hatte es den Kleinen erwischt. Am Kinn fehlte ein Teil der Haut, da war die Waffe so tief eingedrungen, daß sogar ein Stück Knochen freilag.

»Er lebt noch!« flüsterte Suko.

Ich brüllte über das Geländer hinweg in den Hof. Dort standen einige Gaffer. »Einen Notarzt, aber schnell!«

Ein junges Mädchen rannte weg. Die anderen blieben stehen und starrten die Blutlache an, die sich auf dem Boden gesammelt hatte.

Suko und ich besaßen saubere Taschentücher. So gut wie möglich verbanden wir die Wunden, damit der Mann nicht noch zuviel Blut verlor. Nebeneinander knieten wir auf der Treppe, die Kälte im Nacken, die unsere Haut zusammengezogen hatte.

»Verdammt, John«, sagte Suko. »Das hätte uns auch erwischen können.«

»Ja, wenn wir die ersten gewesen wären.«

»Also ist der Killer noch da und versucht, die Spuren zu zerschneiden.«

Ich dachte an die Schattenschere. »Ist genau der richtige Ausdruck, Alter.«

Pickelgesicht heulte noch immer. Ich stellte mich hin und drehte mich um. Er hatte sich tatsächlich in die Hose gemacht. Ich erkannte es an dem nassen Fleck. Wer über so etwas lächelte, war ein Idiot. In einer ungemein starken Streßlage ist eine derartige Reaktion beinahe schon natürlich.

»Können Sie reden?«

Er jammerte weiter, und erst nach meiner dritten Ansprache ließ er die Hände sinken, so daß ich in sein verquollenes Gesicht schauen konnte.

»Sagen Sie, was passiert ist.«

Er wischte den Schleim von seinen Nasenlöchern. »Ich weiß es nicht. Es ging alles so schnell, so verdammt schnell, wenn Sie verstehen, verdammt. Da war der Schatten.«

»Und weiter.«

»Mit der Schere. Erst an der Wand, dann vor Socco. So dicht, daß er nicht mehr ausweichen konnte. Die… die Schere klappte zu. Eine nur,

aber das reichte.«

»Noch was?«

»Ich schrie.«

»Das hörten wir.«

»Er verschwand wieder. Der tauchte in die Wand ein. Er… er war nicht mehr da.«

Ich mußte ihm zugestehen, nicht gelogen zu haben. Wir hatten den Schatten selbst über die Wand in Richtung Dach huschen sehen. Stellte sich nur die Frage, weshalb er sich noch in der Nähe des Tatorts aufhielt. Wollte er etwa vermeiden, daß wir irgendeine Spur fanden, die zu ihm hätte führen können, und zwar dann über die Familie Kulani hinweg. Das war für mich der Beweis, daß diese Spur abgeschnitten werden sollte.

Wir würden uns nicht davon beeindrucken lassen, mußten jedoch höllisch auf der Hut sein.

Das Pickelgesicht mußte zweimal ansetzen, um eine Frage stellen zu können. »Ist Socco tot?«

»Nein. Sonst hätten wir keinen Notarzt bestellt.«

»Er sah so aus.«

»Nur bewußtlos.« Ich schaute zu Suko hin, dessen Gesicht sich sorgenvoll verzogen hatte.

»Sieht schlecht aus, John.«

»Der Arzt muß doch gleich hier sein.«

»Leider ist er nicht so schnell wie ein Schatten.«

»Da sagst du was.«

Wir konnten nur noch warten. Träge schlichen die Sekunden dahin. Endlich hörten wir jenseits der Häuser die Sirene des Wagens. Der Notarzt kam. Er konnte das Pickelgesicht gleich mitnehmen, als Zeuge war er für uns untauglich.

Ich schaute an der Hauswand hoch.

Es war ein schöner Frühlingstag im April. Die Sonne meinte es gut mit London. Sie schien gegen die Dächer der Häuser, aber wo Licht ist, da gibt es auch Schatten.

Es kam auf den Winkel an, in dem die Sonne auf die Dächer schien. Danach richtete sich auch die Länge der Schatten, und gegen sie war ich momentan allergisch.

Ich hatte das Gefühl, daß sich jeder von ihnen bewegen und immer neue Figuren bilden würde, die uns verhöhnten und auslachten. Das war wohl nur Einbildung, hervorgerufen durch den harten Streß der vergangenen Minuten.

Auf dem Hof machten die Gaffer Platz, um den Notarzt durchzulassen. Begleitet wurde er von zwei Helfern, die eine Trage schleppten. Der Arzt war ein noch junger Mann. Er hastete die Stufen der Treppe hoch, nickte uns kurz zu und schaute dann auf den

Schwerverletzten. Suko war einen Schritt zur Seite getreten, damit er den Arzt nicht behinderte.

»Mein Gott, was ist das?« flüsterte der Mediziner und wurde selbst bleich.

»Wir erklären es Ihnen später.«

»Wer sind Sie?« Seine Frage klang mißtrauisch.

»Scotland Yard.«

Da war er beruhigt.

Er arbeitete geschickt. Wir verließen die Plattform und traten zurück in die Wohnung. Durch die offene Tür konnten wir den Doc bei der Arbeit beobachten.

Leider gab es in dieser Bude kein Telefon. Ich hätte gern Sir James informiert.

»Es spitzt sich zu«, sagte Suko. »Und weißt du, welch ein Gefühl ich habe, John?«

»Daß dieser Schatten oder diese Schatten auf uns Jagd machen werden.«

»Du hörst keinen Widerspruch.« Ich bekam eine Gänsehaut, wenn ich daran dachte, und trat vor bis an die Schwelle.

Der Schwerverletzte lag bereits auf der Trage. Die beiden Helfer schleppten ihn weg.

Der Arzt ließ sich Zeit. Nachdenklich schaute er hinter den Männern her und schüttelte den Kopf.

»Haben Sie was, Doc?«

»Das war ein Schock, Mr. Sinclair, ein verdammter Schock. Ich bin mir nicht sicher, ob er durchkommen wird.« Er wollte es von mir genau wissen. »Mit welcher Waffe wurde er angegriffen?«

»Ich weiß es nicht. Mich würde es allerdings nicht wundern, wenn die Kollegen Spuren von Schafsoder Ziegenhaut an den Wundrändern finden, Doc.«

»Sie haben das wirklich gesagt?« Er ging einen Schritt zurück, als hätte er Angst vor mir.

»Sicher.«

»Sie hören dann von mir.« Er drehte sich um und verschwand kopfschüttelnd. Auf den Stufen hinterließen seine Tritte laute Echos. Sie kamen mir vor wie sein persönlicher Abgesang.

Das Pickelgesicht war zurückgeblieben. Er stand auf der Leiter und drückte sich gegen die Wand.

Dabei heulte er noch immer. »Du kannst auch verschwinden«, sagte ich.

»Und Socco?«

»Vielleicht hat er Glück.«

Das Pickelgesicht nahm den Ärmel, um seine Nase abzuwischen. Dann lief er weg. Es sah aus wie eine Flucht vor den Problemen.

Suko fand ich in der Wohnung. Er stand am Fenster und drehte mir den Rücken zu. Seine Arme hingen bewegungslos an beiden Seiten des Körpers herab. Die Handflächen waren nach außen gedreht, so daß die Hände wirkten wie offene Schalen.

»Wir müssen die Kulanis finden, John, wir müssen es. Sonst bahnt sich da eine Katastrophe an.«

»Die hat schon begonnen.«

»Wer killt mit Schafs- oder Ziegenhaut?« Er drehte sich um. Sein Blick forderte nahezu eine Antwort von mir.

Ich konnte sie ihm nicht geben, sprach nur ziemlich allgemein. »Wer immer es auch getan hat, Suko, aus unserem Kulturkreis wird er kaum stammen, nehme ich an.«

»Ja, das meine ich auch.«

»Java. Javanische Magie. Für mich ein Buch mit mehr als sieben Siegeln.«

»Ich habe mal nachgedacht«, sagte Suko. »Da waren die Überfälle, auch das Abschlachten der Tiere, die Morde. Alles hat System, als wäre es inszeniert worden.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Eben auf die Inszenierung.«

»Verstehe ich nicht.«

»Theater, John. Wie ein Theater, ein Schattentheater. Die Idee kam mir plötzlich, ich habe nicht einmal einen Hintergrund dafür, aber ich bin Asiate und sehe manches mit anderen Augen als ihr Europäer. Theater - Puppen, Marionetten, Schatten, Scherenschnitte, das drängte sich mir auf. Wir selbst haben den Schatten gesehen, als er in Richtung Hausdach entwischte.«

»Das stimmt alles. Nur sind die Puppen auf den Bühnen keine selbständigen Wesen. Sie gehorchen denjenigen, die sie halten. Da habe ich keinen gesehen.«

Suko hob die Schultern. »Könnte es nicht sein, daß sie sich selbständig machten?«

»Ja, das wäre eine Lösung. Nur schwer erklärbar.«

»Versuche es mit Magie.«

Ich lächelte. »Später, möglicherweise. Jetzt will ich so rasch wie möglich zu diesen Kulanis.«

»Dieser Fahran hat sich wohl überall Geld geliehen. Socco und das Pickelgesicht kamen auch, um zu kassieren. Die Familie muß doch irgendwo aufzufinden sein.«

»Wir rufen Tanner an.«

Suko war einverstanden. Hier oben hielt uns nichts mehr. Wir verließen die Wohnung und fanden unseren Wagen noch unangetastet. In dieser Gegend keine Selbstverständlichkeit.

Tanner war froh, als er meine Stimme hörte. Er hatte auch versucht,

uns zu erreichen. Ich wollte ihm berichten, was wir erlebt hatten, er kam mir jedoch zuvor.

»Ich weiß, wo ihr die Kulanis finden könnt.«

»Super.«

»Sie wohnen ihm Grab!«

Seine Antwort sorgte dafür, daß sich mein Gesicht verschloß. Es wurde grau, und mir fiel praktisch die Kinnlade nach unten. »Das hört sich an, Tanner, als wären sie gestorben…«

»Nein, sie leben. Und zwar wohnen sie in einem der alten Blocks, die man auch als Gräber bezeichnet. Die grauen Kästen an der Themse, aufgestockte Bunker. Man hat die Menschen dort hineingesteckt, als das Wohnungsproblem eskalierte. Du findest dort einen Querschnitt durch die Welt. Es gibt drei dieser Bunker. Die Kulanis wohnen im ersten mit der Bezeichnung A.«

»Ich danke dir.«

»Gern geschehen.«

Dann berichtete ich ihm, was wir erlebt hatten, und Tanner pfiff durch die Zähne. »Himmel, was soll das bedeuten?«

»Keine Ahnung. Möglicherweise versucht jemand, Spuren zu beseitigen. Alles ist möglich.«

»Ja, das kann hinkommen.«

»Es zeigt uns auch, daß wir dem oder den Killern dicht auf den Fersen sind. Die mögen es nicht, wenn man ihnen nachstellt. Bei den Kulanis werden wir mehr erfahren.«

»Braucht ihr Hilfe?«

»Glaube ich nicht. Es war schon immer etwas Besonderes, gegen Schatten zu kämpfen.«

»Viel Spaß.«

»Danke.«

Suko hatte mitgehört. Er wiegte den Kopf. »Keine gute Gegend, die wir uns ausgesucht haben.«

»Was willst du machen?« Ich drehte den Zündschlüssel und startete. Wir konnten auf dieser Seite der Themse bleiben, das war schon viel wert. Dennoch war es kein Vergnügen, durch den dichten Nachmittagsverkehr zu fahren. Wir kamen immer nur stoßweise und sehr langsam voran. In dieser Gegend fuhren besonders viele Lastwagen, die ihre Waren zu den Lagerhäusern brachten.

Es gab einen zweiten Himmel aus Auspuffgasen. Ich saß hinter dem Steuer und konzentrierte mich auf den Verkehr. Die Sonne stand schräg. Sie blendete.

Schatten?

Zuerst nahm ich sie nur oberflächlich wahr, dann aber wurde ich mißtrauisch und schaute genauer nach.

Ich interessierte mich für ihre Formen, ihre schnellen Bewegungen.

Sie flossen während der Fahrt heran, berührten den Wagen und verschwanden wieder.

Nahe der Tower Bridge gerieten wir in einen Stau. Da ging nichts mehr, absoluter Stillstand.

Neben mir stöhnte Suko. »Selbst mit einer Sirene kommst du hier nicht durch.«

»Stimmt. Hol mal den Hubschrauber.«

»Selbst der kann nicht landen.«

Uns blieb nichts anders übrig, als zu warten. Ich hatte den Motor abgestellt, andere waren nicht so schlau und ließen ihn laufen. Sie verpesteten die Luft noch mehr.

Stillstand, keine Bewegung. Nur das Fluchen und Schimpfen mancher Fahrer war zu hören.

Ich schaute nach rechts. Neben uns wuchs die Ladefläche eines Trucks hoch. Die Wand schimmerte alufarben.

Und die Schatten waren noch immer da. Sie tanzten über die Wagen hinweg, sie erreichten auch uns.

Dabei bewegte sich nichts.

Wegen der schlechten Luft hatten wir das Fenster nicht geöffnet. Im Rover staute sich die Wärme.

Wir fühlten uns beide nicht wohl. Ich sah auch, daß Suko unruhig umherrutschte.

»Was ist denn?«

»Ich fühle mich belauert.«

»Ich auch.«

»Warum bewegen sich einige Schatten?« Er hatte den Gurt gelöst und schaute nach vorn.

»Ich weiß es nicht.«

»Keine Ahnung?«

»Doch…«

Die Sauna hielt uns umfangen. Ich kam mir vor wie in einem Knast. Alles war dicht, verschlossene Türen, Fenster und…

Da war er.

Er tanzte auf der Motorhaube. Er war nur eine wischende Bewegung, ein huschendes Etwas, und er war so schnell, daß wir ihn mit unseren Blicken kaum verfolgen konnten. Er zitterte über das Blech hinweg, bis er die Scheibe erreicht hatte, aber nicht von ihr aufgesaugt wurde, sondern sich sehr deutlich zeigte.

Der Schatten besaß eine Gestalt, eine Form…

Eine schmale Figur mit zwei Armen, einem Strichmännchen eigentlich ähnlich.

Aber Arme und Scheren zugleich. Und sie stachen zu.

Da platzte plötzlich die Scheibe weg. Wir sahen nur mehr Krümel. Eine breite Scheibe, auch breit genug für zwei Scheren, die von

verschiedenen Seiten durchstechen konnten.
Und sie taten es.
Plötzlich war aus dem zweidimensionalen Schatten eine dreidimensionale Bedrohung geworden, die nur eines wollte.
Killen!
Uns umbringen.
Suko hatte es besser als ich. Er war losgeschnallt. Ich mußte das erst noch hinter mich bringen. Er rammte die Tür auf, als mein Gurt erst hochglitt.
Die Schere rammte durch. Sie war da, sie war ein Instrument des Bösen, ein grausames Werkzeug und kein Schatten mehr. Ihre beiden Arme waren weit gespreizt, damit sie gewährleisteten, ein großes Ziel zu treffen.
Ich war trotzdem schneller. Sie rammten in die Rückenlehne und hatten zuvor noch Lack vom Lenkrad gekratzt, als sie es durch den Schwung berührten.
Ich stand zwischen meinem und auch dem Truck eingeklemmt und hatte für einen Moment Zeit, die Schere zu beobachten. Sie war kein Schatten mehr, aber sie löste sich zu einem Schatten auf, als sie das Polster verließ und wieder durch die Scheibe verschwand.
»Hast du sie?«
Suko schrie von der anderen Seite. Er rollte über die Motorhaube hinweg und sah mich, als ich die Arme ausbreitete. Neben mir öffnete der Truckfahrer die Tür. Er hätte sie mir beinahe noch gegen das Gesicht gerammt.
»Seid ihr verrückt?« brüllte er.
Ich zeigte ihm meinen Ausweis. Nur für einen Moment hielt ich ihn hoch, was ihm reichte.
Er zog sich wieder zurück.
»Sie ist weg!« sagte ich.
Suko stand jetzt neben dem linken Rad des Trucks. »Ja, das sehe ich. Sie hat sich…« Er drehte sich um.
Die Sonne schien. Schatten waren vorhanden, jeder Wagen warf einen, aber keiner wanderte oder besaß nur entfernt die Form dieses brutalen Killers. Es war ihm tatsächlich gelungen, uns zu narren.
Auch den anderen Fahrern waren unsere hektischen Aktivitäten aufgefallen. Wieder einmal erlebten wir, wie neugierig Menschen sein können. Ablenkung im Stau.
Gemeinsam schlugen Suko und ich die Glaskrümel aus der Scheibe. Sie fielen wie harte Schneeflocken nach innen.
Natürlich wollte man wissen, was geschehen war. Die Frager bekamen keine Antwort. Während Suko seinen Sitz reinigte, schaute ich mir den des Fahrers genauer an.
Mein Herz klopfte schon schneller, als ich erkannte, wie tief die

beiden Scherenstäbe in das Polster hineingedrungen waren. Die hatten es sogar an der Rückseite aufgeschlitzt. Bei einem Treffer hätten sie meinen Körper glatt durchbohrt.

Suko fragte: »Fahren wir weiter?«

»Nach dem Stau.«

»Da will jemand nicht, daß wir ihm auf den Fersen bleiben, John. Hält er uns für so gut?«

»Anscheinend.«

»Das wundert mich.«

»Warum?«

»Wir kennen ihn nicht.« Er zog die Tür zu, während ich dabei war, den Sitz von den Glaskrümeln zu befreien. »Wir haben nie etwas mit ihm zu tun gehabt und trotzdem will er uns aus dem Weg räumen, als wären wir ihm sehr nahe gekommen.«

»Das sind wir möglicherweise auch.«

Mein Freund hob die Schultern und schaute gegen die Rückfront eines Aston Martin. »Ich weiß nicht so recht, John. Ich weiß in diesem Fall gar nichts mehr. Ziegenhaut«, sagte er und lachte dabei auf. »Hast du das Gefühl gehabt, die Schere bestünde aus Ziegenhaut?«

»Eigentlich nicht.«

»Und doch muß es so sein«, sprach Suko leise. Er lächelte und winkte zwei Kindern zu, die unseren Rover anstarrten, als käme er direkt vom Mond. »Hier jedenfalls wird mit Karten gespielt, die wir beide noch nicht kennen. Ich kann mir auch vorstellen, daß die Kulanis nicht begeistert sind, wenn sie von uns Besuch bekommen. Das scheinen mir eher Menschen zu sein, die lieber alles allein in Ordnung bringen, sich aber hierbei übernommen haben. Wie denkst du darüber?«

»Ebenso.«

»Das freut mich.«

Der Stau löste sich auf. Die Fahrer stiegen wieder in ihre Autos. Motoren sprangen an, Auspuffwolken verpesteten die Luft.

Auch für uns.

Wobei ich die Vermutung nicht los wurde, daß unser Weg in eine Hölle führte…

***

Sie hatten zwei Wände herausgerissen und einen ziemlich großen Raum geschaffen, wo sich die Familie versammeln konnte. Hier lebte man, hier redete man miteinander, hier war ein Stück Heimat inmitten von London. Selbst die Möblierung glich sich der Insel an. Man saß auf Bastmatten, speiste von kleinen Tischen, und die Mahlzeiten wurden auf einem Gasherd zubereitet, über dem große Töpfe, Schalen und Pfannen hingen.

Die Fenster in diesem großen Bau waren klein gehalten worden.

Auch bei hellem Sonnenschein wirkten die Räume düster. Zusätzlich waren noch die Vorhänge zugezogen worden. Als Lichtquelle dienten Kerzen, die auf einem kleinen Altar standen, der zudem das Bild eines Götzen zeigte. Ein breitbeinig hockender bunter Buddha, der seinen Mund zu einem Lächeln verzogen hatte.

Nur Bogan saß auf einem Stuhl. Vor sich auf die Oberschenkel hatte er die Puppe gelegt. Die Nadeln schauten aus dem Körper wie schmale Stäbe. Keiner hatte eine Frage gestellt, weil jeder wußte, daß der Vater schon die nötigen Erklärungen abgeben würde.

Deshalb hatte er seine Familie zusammengerufen.

Es waren nur noch drei. Zwei Söhne und eine Tochter. Sie hatten ihre Schwester Shida in die Mitte genommen.

Rechts von ihr saß Rastu, ein junger Mann, der westlich gekleidet war, einen Anzug trug und eine Krawatte. Er hatte es geschafft und arbeitete in einer Bank. Er lehnte die alten Traditionen ab, aber er gehorchte trotzdem und wohnte noch bei der Familie.

Links hatte Poleno Platz genommen. Er war zwei Jahre älter als seine Schwester und als der große Schweiger bekannt. Ziemlich düster schaute er in die Welt. Auf der Oberlippe wuchs der schmale Bart wie ein schwarzer Strich. Er war mit Jeans bekleidet und einem weiten, sehr bunten Hemd, das über die Hose fiel.

Daß eine besondere Atmosphäre herrschte, merkte jedes der drei Kinder. Sie fühlten, daß ihr Vater einen anderen Weg eingeschlagen hatte und daß er bereit war, ein Stück seiner eigenen Vergangenheit freizulegen, von dem sie bisher nichts wußten.

Alle drei waren über das Schicksal ihres Bruders informiert. Diese Zusammenkunft hing damit zusammen. Der Ernst der Lage war schon sehr deutlich zu spüren, aber keiner von ihnen wagte es, eine Frage zu stellen. Erst sollte der Vater beginnen.

Bogan Kulani atmete tief und für seine Kinder hörbar ein. Sein Blick strich über ihre Gesichter hinweg, als wollte er sie noch einmal ansehen, bevor er in den Tod ging.

»Es hat sich etwas verändert«, sagte er. »Und diese Veränderung begann mit Fahrans Tod.«

»Aber das hat nichts mit uns zu tun«, sagte Rastu und zupfte an seinen weißen Manschetten.

»Doch.«

»Wieso?«

»Er war der erste.« Die Worte des Alten tropften in die erwartungsvolle Stille. »Er war der erste, den die Rache traf.«

Die jungen Kulanis schauten sich an. Shida war es, die nachfragte. »Um Rache auszuüben, muß es doch einen Grund geben, Vater! Gibt es einen?«

»Ja, den gibt es.«

»In unserer Familie?«
»Richtig,«
Shida schaute ihre Brüder an. »Also ich bin mir keiner Schuld bewußt. Ihr etwa?«
Die Männer schüttelten die Köpfe.
»Der Grund liegt nicht bei euch. Ich muß ihn bei mir suchen, in meiner Vergangenheit, von der ihr nicht alles kennt, wie ich eingestehen muß.«
»Dann hast du Geheimnisse?«
»So kann man es nicht nennen, Shida. Es ist so etwas wie ein Schicksal, über das ich mit euch sprechen muß, denn ihr alle seid davon betroffen. Ihr alle steht auf der Todesliste, die bereits geschrieben wurde, und zwar von einer Person, die ich immer vergessen wollte, es aber nicht schaffte und nun leider zugeben muß, daß sie zurückgekehrt ist.«
»Wie heißt diese Person?«
»Konda Kulani.«
»Auch Kulani?« rief Poleno.
»Ja, er ist euer Onkel, mein Bruder!« Bogan sagte es mit leiser Stimme und schaute zur Seite, als würde er sich seinen Kindern gegenüber schämen.
Es wurde still. Der Vater hatte seine Kinder mit diesem Geständnis überrascht. Selbst Rastu, der Realist, der Nüchterne, schwieg für eine Weile. Dann meinte er: »Das haben wir tatsächlich nicht gewußt.«
»Ich weiß.«
Rastu zupfte an seinen Manschetten. »Und was ist mit ihm, diesem seltsamen Onkel?«
»Er kehrte aus der Heimat zurück.«
»Warum?«
»Es stand noch eine alte Rechnung offen«, gab Bogan zu.
»Bei der es sich um Mord und Totschlag dreht?« fragte Shida. Sie hatte erst jetzt wieder ihre Sprache zurückgefunden. »So etwas will mir nicht in den Kopf. Ich habe ja erlebt, wie deine Angst wuchs, Vater. Aber auch dein Bruder tut nichts ohne Motiv. Was ist der Grund für dieses grausame Verhalten?«
»Ihr kennt den Wayang-Kult?«
»Du hast oft genug von ihm erzählt«, antwortete Shida rasch. Sie bewegte ihre Hände und drückte dabei immer wieder die Fingerspitzen gegeneinander. »Es sind die Scherenschnitt-Figuren, die sich auf einer transparenten Leinwand bewegen. Die meisten von ihnen sollen Dämonen der Südsee darstellen. Im Gegensatz zu vielen anderen Theaterfiguren zeigen sie kaum Farbe. Sie sind schwarz, grau oder mal schmutzigbraun. Man führt sie über Stäbe, und sie werden aus Schafs oder Ziegenfell hergestellt. Die Spieler selbst werden unter

der Bevölkerung sehr geachtet. Liege ich bisher richtig, Vater?«
»Das stimmt.«
Poleno hatte nach dem Geständnis des Alten noch nichts gesagt. Jetzt mischte er sich ein. »Ich habe nie davon gehört, daß die Figuren auch töten, oder die Spieler, die diese Aufführungen leiten.«
Bogan Kulani runzelte die Stirn. Es sah aus, als müßte er erst nachdenken. »Du hast natürlich recht, oberflächlich gesehen. Blickt man jedoch hinter den Kult, da sieht man mehr. Er ist sehr alt, er war früher anders, als die Menschen noch Kontakt mit den Göttern besaßen. Da haben sie mit ihnen gesprochen, aber dieser Kontakt brach ab. Menschen und Wesen drifteten auseinander, nur die Erinnerung blieb, und die wiederum manifestierte die Menschen in den Puppen. Sie schufen sie nach den Ebenbildern der finsteren Götter und spielten die alten Stücke.«
»Puppen leben nicht!« warf Rastu ein.
»Da hast du auch recht.« Bogan hob die Stimme an. Sie klang jetzt leicht beschwörend. »Aber der Zauber lebte weiter, er konnte nicht vernichtet werden. Schon immer hat es Menschen gegeben, die sich mit ihm beschäftigten, die göttergleich werden wollten. Euer Onkel gehörte dazu.«
»Was tatest du?« flüsterte Shida.
»Ich entzweite mich mit ihm. Ich verfluchte ihn. Es ging bis zum Haß. Für mich war er eine Schande der Familie, umgekehrt aber auch. Er versprach meiner Familie den Tod. Der Fluch des Kults würde uns treffen und keinen auslassen. Deshalb sind wir geflohen. Sonst hätten wir die Insel niemals verlassen.« Er hob die Schultern. »Das ging über Jahre gut, und ich gab mich der trügerischen Hoffnung hin, daß alles in Ordnung wäre. Aber ich habe mich getäuscht. Euer Onkel hat nichts vergessen. Er verließ die Insel ebenfalls, ist nach London gekommen und begibt sich nun daran, seine Rache zu erfüllen.«
Shida bekam einen Schauer. Sie schaute sich unbehaglich um. Das Zimmer kam ihr plötzlich kalt vor, und in den dunklen Ecken schienen kleine Ungeheuer zu lauern. »Was sollen wir denn tun? Gibt es einen Ausweg, Vater? Kennst du einen?«
Bogan legte die Stirn in Falten. »Möglicherweise. Ich möchte euch natürlich schützen. Ich weiß genau, daß ich alles verschuldet habe, und deshalb werde ich versuchen, eurem Onkel gegenüberzutreten. Das ist es, was ich tun kann.«
»Du willst ihn also erwarten?« fragte Rastu.
»Ja.«
»Ist er denn der Killer?«
Bogan senkte den Kopf. »Das ist er nicht. Der oder die Killer sind seine Puppen.«
Poleno lachte kurz auf. »Die toten Puppen aus Ziegen- oder

Schafsfell?«
»Sie sind nicht tot. Sie leben.«
»Was?« schrie Shida.
»Ja, sie leben, weil euer Onkel ein Magier geworden ist, der mit den Göttern paktiert und sie überredet hat, ihm diese Kräfte zu geben. Er kann die Puppen in mordende Monster verwandeln. Er kann dafür sorgen, daß sich die Scherenschnitt-Figuren selbständig machen und diese dann aussehen wie Schatten. Jedenfalls sind sie so lautlos. Das alles müßt ihr mir glauben, das sind die Tatsachen.«
»Unglaublich!« flüsterte Rastu.
»Aber wahr.« Bogan nickte. »Ihr kennt jetzt die Geschichte und die Hintergründe. Es gibt den Haß zwischen uns, der auf eurem Rücken ausgetragen werden soll. Konda hat es mir nie verziehen, daß ich mich nicht auf seine Seite stellte.«
»Und das reicht ihm?«
»Ja, Shida, ja, das reicht ihm, denn er ist abgrundtief böse. Die finsteren Götter haben die Kontrolle über ihn bekommen, denn sie waren es, die für die Ursprünge dieser alten Geschichten sorgten, die dann gespielt werden konnten. Es gibt da eine Verbindung, die auch einen Namen hat. Eben den Wayang-Kult.«
»Wird er herkommen?« fragte Poleno.
»Ja.«
»Und was wird geschehen?«
»Er wird versuchen, uns alle umzubringen. Er wird ein Blutbad hinterlassen. Er und seine Helfer.«
Die Geschwister kamen mit den harten und direkt gesprochenen Worten nicht zurecht. Es war eine völlig andere Diktion für sie. Aber auch die Heimat war ihnen fremd geworden. Sie kannten diese nur von kurzen Besuchen oder aus Beschreibungen. Dafür waren sie voll integriert in eine Stadt, die als Hexenkessel der Gefühle und Innovationen angesehen werden konnte. Gerade in den letzten Jahren hatte London es geschafft, wieder zu einem Trendsetter zu werden.
Shida schaute ihren Vater an, im Gegensatz zu den beiden Brüdern, die verlegen waren. »Wie können wir dir helfen?« erkundigte sie sich sehr direkt.
Er lächelte der Tochter zu. »Danke für deine Bemühungen, Kind. Aber ich glaube, daß ich da allein zurechtkommen muß.«
»Wie bitte?«
»Es ist meine Schuld. Ich habe alles verschuldet. Ich werde die Suppe auch auslöffeln. Das bin ich mir einfach schuldig.«
Rastu hob den Kopf. Auf seiner Stirn perlte Schweiß. Noch beherrschte er sich. Es war jedoch eine Frage der Zeit, wann er dies nicht mehr schaffte. »Wann kommt er?«
Bogan hob die Schultern. »Ich rechne am Abend oder in der Nacht

mit ihm. Jedenfalls in der Dunkelheit, denn sie allein ist sein Schutz. Sie gibt ihm den nötigen Schutz.«

»Wir werden uns bewaffnen!« erklärte Poleno. Durch seinen Körper lief ein Ruck. »Ja, wir werden uns bewaffnen und es ihm zeigen. Wir müssen zusammenhalten, und wir müssen ihm beweisen, daß wir eine Familie sind, die nicht gespalten werden kann. Wir werden füreinander stehen, nur das zählt.«

Bogan schüttelte den Kopf. »Es hat keinen Sinn, glaubt mir. Es kann so nicht sein.«

»Wie denn?«

»Ich werde allein gehen. Ich werde ihn davon überzeugen, daß er sich mit mir zufrieden gibt. Ich bin der Initiator. Ich muß ihm sagen, daß ihr damit nichts zu tun habt.«

Shidas Haut verlor an Farbe. »Du… du willst freiwillig in den Tod gehen?«

»Nein, Tochter, so ist das nicht. Es steht eine Rechnung offen, die ich begleichen muß.«

Die Geschwister schauten sich an. Obwohl sie nicht darüber gesprochen hatten, wußten sie alle, daß ihr Vater sich von seinem Vorhaben nicht abbringen lassen würde.

»Hast du denn Waffen?« flüsterte Rastu.

»Die brauche ich nicht.«

»Dann läßt du dich abschlachten!«

»Ich werde mit ihm reden. Ich muß versuchen, ihn zu überzeugen. Das ist alles.«

»Es wird keinen Sinn haben.«

»Doch, für euch.« Er blickte sie der Reihe nach an, als wäre es der letzte Blick, den er ihnen gönnen konnte. »Sehr lange habt ihr in meiner Wohnung gelebt. Ich kann euch nicht versprechen, daß es klappt. Ich weiß auch nicht, ob ihr es schaffen werdet, ihm zu entkommen. Ich würde euch allerdings raten, das Haus zu verlassen. Vielleicht gelingt es euch, ein Versteck zu finden. Irgendwo, wo er euch nicht so leicht finden kann. Ist das ein Wort?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte Rastu. »Wir möchten dich nicht im Stich lassen. Ich jedenfalls nicht. Wie die anderen denken, weiß ich nicht. Aber ich kann mir vorstellen, daß es kaum anders ist - oder?«

Shida und Poleno nickten. In ihren Gesichtern und auch in den Augen stand eine finstere Entschlossenheit. Sie wollten nicht aufgeben, sie würden um ihr Leben kämpfen, das stand fest.

»Block A soll nicht zur Todesfalle werden, Vater«, sagte Shida. »Block A soll auch weiterhin das Leben bedeuten. Hast du verstanden?« Sie stand auf und ging auf Bogan zu. Sie mußte es einfach tun. Das Gefühl überschwemmte sie wie eine Woge.

Bogan Kulani bemerkte die Tränen, und es fiel ihm sehr schwer, sich

zu beherrschen. Sie brachte ihre Lippen dicht an das Ohr des Vaters. »Es wird ihm nicht gelingen, uns zu töten. Nein, es wird ihm nicht gelingen.«

Bogan antwortete nicht. Er drückte seine Tochter nur an sich, eine Geste, die Vertrauen und Liebe ausdrücken sollte.

Seine Söhne standen auf. Sie wirkten ratlos, als sie miteinander sprachen. Und noch immer war es ihnen kaum möglich, zu glauben, was sie gehört hatten.

Als Shida ihren Vater losgelassen hatte, hörte sie ihren Bruder Rastu sprechen. »Wir werden nichts tun«, erklärte er. »Wir werden aber kämpfen, denn ich sehe nicht ein, daß wir Vor diesem killenden Phantom davonlaufen sollen. Du sollst dich auf uns verlassen können. Erst in der Not zeigt sich, was eine Familie zu leisten vermag.« Er räusperte sich. »Auch ich habe Gefühle, finde aber, daß jetzt nicht die Zeit ist, sich von ihnen überwältigen zu lassen. Wir müssen klar und logisch nachdenken, wie wir ihm eine Falle stellen können.«

Shida hatte verstanden. Sie ließ ihren Vater los und stellte sich vor ihre Brüder. »Das ist alles gut gesagt«, flüsterte sie. »Aber was sollen wir tun?«

»Vater nicht allein gehen lassen!« schlug Poleno vor.

Sein Bruder nickte.

»Und ich?« fragte Shida.

»Du bleibst auch in der Nähe.« sagte Rastu. Er wandte sich an seinen Vater, der ebenfalls über seine feuchten Augen wischte. »Kannst du uns erklären, wie es unter Umständen ablaufen würde?«

Bogan nickte. »Ja, das kann ich wohl. Wir werden ihn nicht hören können, wir werden sie nicht hören können, denn die Schatten töten lautlos, versteht ihr?«

»Nicht ganz«, gaben die drei zu.

Bogan räusperte sich. »Die Marionetten werden sich in Schatten verwandeln und machen sich so selbständig, obgleich sie noch unter der Kontrolle meines Bruders stehen. Er kann sie leiten, er kann ihnen befehlen, wohin sie zu gehen haben. Und wenn sie töten, werden sie für einen Augenblick der Tat oder des Angriffs wieder existent. Da erwischt es den oder die Menschen dann.«

Die Geschwister schwiegen betreten. Das mußten sie erst verdauen. Ein jeder dachte über die Schatten-Theorie nach, und ein jeder wußte auch, daß ein Schatten nicht zu hören war. Wenn sie ihn sahen, war es möglicherweise schon zu spät.

Shida stellte eine Frage. »Existiert denn kein Gegenzauber?« hauchte sie.

»Es ist möglich«, gab Bogan zu. »Aber ich kenne ihn nicht. Ich hätte mich länger mit der Materie beschäftigen müssen. So bin ich leider überfragt. Außerdem hätte ich Zeit benötigt, um diesen Zauber

aufzubauen. Wir müssen versuchen, Konda zu überzeugen. Es ist unsere einzige Chance. Ihn mit Worten zu…«

Das Telefon meldete sich. Ein häßliches Klingeln ließ die Versammelten zusammenschrecken. Sie schauten sich für einen Moment an, und die Tochter fragte; »Ist er das?«

»Ich werde sehen.« Bogan Kulani drehte sich schwerfällig um. Sein Herz schlug schneller, als er nach dem Hörer griff, ihn sehr langsam anhob, sich räusperte und seinen Namen nicht aussprechen konnte, denn der andere war schneller.

»Du weißt, wer hier spricht, Bruder?«

»Natürlich«, krächzte Bogan. Er ärgerte sich über seine eigenen Gefühle, konnte aber nichts dagegen machen.

Konda lachte. »Sie warten bereits auf euch«, flüsterte er scharf. »Ja, sie sind darauf erpicht, die Rache durchzuziehen. Bis zum bitteren Ende, Bruder. Blut muß fließen, euer Blut…«

»Wer wartete?«

»Du kennst sie, Bruder. Du kennst beide Figuren. Der Schwarze Prinz und der Scherenmann. In den alten Geschichten und den Theaterstücken haben sie die Guten erschreckt und anschließend gekillt. Sie werden euch auch erschrecken und anschließend killen. So einfach ist das. Hast du gehört, Bruder?«

»Ja, ich habe dich verstanden. Aber ich möchte dich fragen, ob wir nicht noch einmal darüber reden können. Weißt du, Konda, es ist doch etwas anderes, ob ich…«

»Nein, nicht reden. Jetzt wird gehandelt. Denk an deine Schuld, denke daran, wie du gegen mich…«

»Du warst nicht gut. Das weißt du.«

Konda lachte hämisch. »Was du da gesagt hast, ist Ansichtssache. Meiner Meinung nach war ich gut. Da kannst du reden, was du willst. Und ich gehe davon nicht ab.«

Bogan überlegte einen Moment, bevor er sagte: »Okay, ich sehe ein, daß ich dich nicht umstimmen kann. Wie wäre es, wenn du meine Kinder verschonst? Ich stehe dir zur Verfügung. Nur wir beide, ist das klar? Du und ich.«

»Nein, Bogan, nein! Ich habe bereits mit einem deiner Söhne begonnen. Ich werde es auch weiterhin so halten. Ich hole euch der Reihe nach. Und meine Helfer sind ganz nahe!« hauchte er in den Hörer. »Hörst du? Sie sind ganz nahe.«

»Das kann ich mir denken.«

»Wie schön für euch.«

»Aber ich möchte dich bitten, es dir trotzdem noch einmal zu überlegen. Bitte, ich.«

»Nein!«

Bogan Kulani holte tief Luft. Er startete einen allerletzten Versuch.

»Wo kann ich dich treffen, Bruder?«

Konda war irritiert. »Was meinst du damit?«

»Ich will dich treffen, Bruder. Ich will dir Auge in Auge gegenüberstehen.«

Konda amüsierte sich. »Das wirst du auch können. Ja, den Wunsch kann ich dir erfüllen. Wir werden uns treffen, glaube es mir. Aber nach meinen Regeln.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter. Denk daran, daß meine Helfer und ich in der Nähe sind. Der Schwarze Prinz und der Scherenmann. Sie freuen sich schon auf ein Treffen mit dir.« Konda legte auf. Für ihn war die Sache erledigt. Er hatte die Angst gesät, ein kleines Dorn nur, das in der Seele Bogan Kulanis lag.

Aber es würde aufgehen und sich entwickeln, bis das Grauen hervorsproß.

Schwerfällig drehte er sich um. Seine Kinder schauten ihn an. Aus dem Gespräch des Vaters hatten sie herausgehört, wie schlecht ihre Chancen standen, aber sie sprachen nicht darüber. Betreten senkten sie der Reihe nach ihre Blicke.

Nur Shida ballte die Hände zu Fäusten. Sie wollte sich einfach nicht mit den Tatsachen abfinden. In ihrem Leben hatte sie immer gekämpft, es war nie leicht gewesen, und es hatte sehr lange gedauert, bis sie akzeptiert worden war.

»Gibt es denn keine Chance für uns? Keine Möglichkeit? Sind wir ihm schutzlos ausgeliefert? Ihm und seinen Helfern von denen er sprach. Wir haben es ja gehört.«

»Was wäre denn, wenn ich eine Chance sehen würde? Eine sehr kleine…«

Mit dieser Frage hatte der Mann seine Kinder angeschaut. »Das gibt es doch nicht!« flüsterte Rastu.

»Du… du weißt einen Weg?«

»Es könnte sein.«

»Und welchen?«

Bogan Kulani gab keine Antwort. Er drehte sich um und ging zu seinem Schreibtisch. Gelassen zog er die Schublade auf, aber die drei erwachsenen Kinder spürten schon, was in seinem Innern brodelte. Die Ruhe war nur gespielt.

Die Lade knarrte, als er sie öffnete und mit der rechten Hand hineingriff. Niemand konnte sehen, was er umfaßte. Als er die Hand wieder hervorzog, hielt er die Puppe fest, aus deren Brust die Nägel schauten. Er drehte sie mit denn Gesicht zu sich, schaute ihr in die Augen und nickte. »Das kann die Chance sein.«

Shida begriff als erste. »Eine Voodoo-Puppe?« Sie dachte besonders an die Nägel.

»So ähnlich. Ich mußte einen Gegenzauber aufbauen, um den anderen legalisieren zu können.«

»Schaffst du das denn?«

»Das weiß ich nicht. Ich hoffe es. Ich habe mich an die alten Stücke erinnert, die in der Heimat gespielt wurden. Es gab da eine Zauberin, die auf der Seite der Guten stand. Sie half mit ihrer Kraft, in dem sie den Zauber umdrehte, damit er sich gegen den anderen wenden konnte. Das steht fest.«

»Wie groß sind die Chancen?« erkundigte sich Rastu. Auch seine Stimme klang nicht mehr so glatt.

»Das kann ich nicht sagen. Es ist mein erster Versuch. Ich habe niemals zuvor einen durchgeführt.«

Er schaute über die Puppe hinweg, dann drehte er sie um.

Drei Augenpaare schauten auf den hölzernen Gegenstand, sahen die langen Nägel aus der Brust ragen und hörten, wie ihnen geraten wurde, sich auf das Gesicht zu konzentrieren.

»Es ist wichtig«, erklärte Bogan. »Das Gesicht allein zählt, denn es sind die Züge Konda Kulanis. Ja, so sieht mein Bruder aus. So und nicht anders.«

Sie zögerten noch, dann machte Rastu den Anfang und ging auf seinen Vater zu.

»Es ist kaum zu fassen. So hat er ausgesehen?«

»Ich hoffe es.«

»Die Haare und…«

»Es ist ein besonderes Haar. Ich habe es aus Java mitgebracht und es lange aufbewahrt. Es soll die Gegenmagie in den Körper transportieren. Ich weiß, daß in der Geschichte die gute Seite letztendlich siegt. Aber das ist nur geschrieben. Ob es auch der Realität entspricht, kann ich euch nicht sagen.«

Rastu wollte die Puppe anfassen, doch Bogan entzog sie ihm. »Nein, nicht du. Ich werde gehen.«

»Und wohin?« fragte Poleno.

Bogan lächelte schmal. »Ich möchte ihn auf meine Spur locken. Er soll weg von euch, versteht ihr? Ich werde in den Keller gehen. Seine Gänge sind wie ein Labyrinth. Damit hoffe ich, ihn von euch weglocken zu können.«

»Und wenn du es nicht schaffst?«

Er lächelte schmerzlich, gab keine Antwort und ging einfach aus dem Zimmer.

Zurück blieben eine Frau und zwei Männer, die wie Statuen auf ihren Plätzen standen, entsetzt waren und kaum sprechen konnten. Jeder von ihnen hatte einen dicken Kloß im Hals sitzen, der einfach nicht weichen wollte.

Auch die Männer spürten den Druck der Tränen, doch sie rissen sich

ebenso zusammen wie ihre Schwester Shida, die den Kopf schüttelte und fragte, ob alles ein Traum gewesen war.

»Nein«, sagte Rastu. »Der Tod unseres Bruders Fahran ist kein Traum gewesen, sondern blutige Realität. Irgendwann wird die Polizei auch uns gefunden haben und hier erscheinen. Dann müssen wir uns darüber einig sein, was wir ihr sagen.«

»Ich bin dafür, daß wir ihm helfen«, sagte Shida. »Wir können ihn nicht allein gehen lassen.«

»Wie helfen?«

»Ich weiß es nicht.«

»Eben.«

Poleno hatte sich abgedreht. Gedankenverloren schaute er auf das Fenster. Draußen war die Sonne verschwunden. Er ging hin und zog die Vorhänge auf.

Gedämpftes Licht sickerte durch die Scheibe. Er schaute in einen grauen Hof, wo die breiten Betonplatten bereits Risse bekommen hatten. Kein schöner Anblick.

Kinder spielten, Jugendliche jagten sich gegenseitig.

Männer und Frauen hockten auf Stühlen vor den grauen Fassaden der Häuser und sprachen miteinander.

Alle Rassen waren vertreten, aber kaum ein Weißer hatte sich in diesen Block verirrt, der auch das Grab genannt wurde. Oft genug eskalierten die Emotionen, da kam es dann zu Schlägereien und harten Auseinandersetzungen. Am Himmel sahen die Wolken aus wie Blei.

Alles war normal, nichts wies auf eine tödliche Gefahr hin. Poleno fragte sich, ob sein Vater sich die Furcht vor dem Killer nicht doch eingebildet hatte.

Er hatte es nicht.

Der Schatten war so plötzlich da, daß Poleno nicht einmal erfassen konnte, aus welch einer Richtung er erschien.

Vielleicht von unten oder von oben, es war beides möglich. Jedenfalls tanzte er plötzlich über die Scheibe hinweg, und zwar so langsam, daß Poleno erkennen konnte, um wen es sich dabei handelte.

Es war der Schwarze Prinz, der urplötzlich stoppte und so aussah, als hätte man ihn gegen das Glas geklebt. Er hatte eine schiefe Haltung eingenommen, den rechten Arm leicht angewinkelt und ihn dann gestreckt. Aus seiner rechten Faust allerdings schaute etwas Langes, sehr Gefährliches hervor.

Das Schwert mit der Säge.

Einen Moment später brach die Scheibe auseinander, und der Schwarze Prinz war da!

***

»Der Ausdruck oder der Begriff stimmt genau«, sagte Suko, als ich

den Wagen stoppte.

»Was meinst du damit?«

»Nennen sie diese Blocks nicht das Grab?«

»Ach so, ja. Da hast du recht.« Ich blieb noch sitzen, duckte mich und schaute über das Lenkrad hinweg gegen die breite Mauer mit den viereckigen Öffnungen, die stets dieselben Ausmaße besaßen und so schrecklich uniform wirkten.

Unsere Ankunft war bemerkt worden. Zahlreiche Kinder näherten sich dem Rover. Nicht sehr schnell, eher zögernd, als müßten sie uns erst beschnuppern. Es kam nicht oft vor, daß Fremde kamen und in diese Welt einbrachen.

In den zumeist großen, dunklen Augen der Kinder stand das Mißtrauen, das auch später, wenn sie erwachsen waren, nicht weichen würde. Allem Fremden trauten sie nicht.

Ich lächelte sie an.

Ein Junge trat vor. »Wo wollt ihr hin?«

»Zu den Kulanis.«

»Ihr seid Bullen, nicht?«

»Woher weißt du das?«

Er legte den Kopf schief, deutete auf den Wagen. »Das ist ein Bullenauto. Ich sehe es.«

»Ja, du hast recht.«

Er zog sich zurück und schrie so laut, daß es beinahe alle hören konnten. »Da sind Bullen gekommen!«

»Die mögen uns nicht«, meinte Suko.

Ich hob die Schultern. »Kannst du ihnen einen Vorwurf machen?«

»Kaum.«

»Ich auch nicht.«

Die Haustür bestand aus Metall. Ich schüttelte den Kopf, als ich das sah. Wie bei einem Knast, dachte ich. Aber etwas anderes als ein besserer Knast war dies auch nicht. Ein schreckliches Monstrum, das man hier hochgezogen hatte.

Niemand redete ein Wort. Die Zuschauer starrten uns schweigend hinterher, als wir auf den Eingang zuschritten. Hilfe würden wir nicht erwarten können, wenn es hart auf hart kam.

Jemand hatte einen Holzkeil unter die Tür geschoben, damit sie nicht zufiel.

Wir traten über die Schwelle in die Düsternis des Hauses, die uns schluckte wie ein Rachen.

Der Geruch war uns fremd. Hier wurde asiatisch oder afrikanisch gekocht. Dementsprechend verteilten sich die Gerüche zu einem undefinierbaren Mischmasch.

Ich ging weiter und wußte Suko einen Schritt hinter mir. Unter unseren Füßen knirschte es. Manchmal waren es sogar Glassplitter, die

wir zermalmten.
Ein Klingelbrett hatten wir nicht gesehen, wo irgendwelche Namen aufgeführt worden waren. Wir mußten uns auf die Auskünfte der Hausbewohner verlassen.
Aus einem Türspalt schaute das Gesicht einer dunkelhäutigen Frau. Ringe schaukelten an ihren Ohrläppchen.
Ich blieb stehen, nickte ihr zu und lächelte. Sie zögerte damit, die Tür ins Schloß zu werfen.
»Pardon, aber ich hoffe, daß Sie uns helfen können…«
»Bullen?« Ihre Stimme klang rauh, beinahe böse, und sie schüttelte sich dabei.
Ich reichte ihr einen Schein.
»Was wollt ihr wissen?«
»Die Kulanis. Wo finden wir sie?« Ein Finger erschien. Er deutete den Gang durch. »Letzte Tür«, sagte sie, bevor sie verschwand.
Suko nickte. »Hoffentlich hat sie uns nicht belogen.«
In den Gang fiel kein Tageslicht. Unter der Decke brannten Leuchtstoffröhren. Sie waren alle in Ordnung. Vor der bezeichneten Tür blieben wir stehen, ohne einen Namen zu entdecken. Das war nichts Besonderes, auch die anderen Türen wiesen auf keinen der Bewohner hin.
Es gab auch keine Klingel, deshalb blieb mir nichts anderes übrig, als zu klopfen, und ich hämmerte hart mit dem Handballen gegen das dunkle Holz.
Wir hofften beide, daß die Kulanis vernünftig waren und die Tür öffneten. Es war auch nicht sicher, ob sie wußten, in welch einer Gefahr sie sich befanden. Wenn nicht, mußten wir darauf hoffen, daß sie uns, den Fremden, auch glaubten.
Suko schlug ebenfalls gegen die Tür, als ich nichts erreichte. Betreten schauten wir uns an. Wer immer dort wohnte, er hatte wohl kein Interesse daran, die Tür zu öffnen.
Wir irrten uns.
Urplötzlich wurde die Tür aufgerissen. Schritte hatten wir zuvor nicht gehört.
Unwillkürlich traten wir zurück. Ein heftiges Keuchen erreichte uns. Es strömte aus dem Mund einer dunkelhaarigen, fremdartig aussehenden Frau, der die Panik ins Gesicht geschrieben stand.
»Sind Sie…«
»Kommen Sie!« schrie sie uns, die Fremden, an. »Bitte… Sie müssen helfen!«
Wir fragten nicht, wir drückten sie zur Seite und stürmten in die Wohnung.
Die Schreie hörten wir bereits!

***

Als Bogan Kulani vor der Tür stand, die zum Keller führte, da überkam ihn das Gefühl, als würde er in den nächsten Augenblicken einen gewaltigen Sargdeckel öffnen, um freiwillig in die Totenkiste hineinzusteigen. Der Mann fühlte sich völlig verändert. Er kam sich vor, als hätte er Säure getrunken, die in seinem Magen brannte und dabei alles zusammenzog. Der Schweiß bedeckte seine Gestalt, und er rann auch weiter aus den Poren.

Die Puppe hielt er in der rechten Hand. Zauber gegen Zauber, wer würde gewinnen?

All die Jahre hatte er Ruhe gehabt. Er hatte mit dem Leben auf Java abgeschlossen, nun aber war all der Schrecken wieder zurückgekehrt und über ihm zusammengefallen.

Als er, schlucken wollte, glaubte er, Steine in der Kehle zu haben. Steine, die wie verbrannt schmeckten. Fürchterlich.

Die Klinke war kalt. Durch den Schweiß schmierte sie auf seiner Handfläche.

Er drückte sie nach unten. Sie glitt weich und ohne Widerstand in die Tiefe, bis sie stoppte und er die Tür nach außen ziehen konnte. Die Dunkelheit des Kellers wehte ihm entgegen.

Er wußte, daß am Fuß der Treppe ein Reich für sich begann. Ein Labyrinth und gleichzeitig ein Lager, denn dort unten standen all die Dinge, für die in den Wohnungen kein Platz war. Manches Hab und Gut der Auswanderer lagerte noch in großen Seesäcken. Es standen auch Kisten herum, Kartons ebenso, dessen Material im Laufe der Zeit durch die Feuchtigkeit weich und matschig geworden war.

Er war allein im Keller. Schritt für Schritt ließ er die Stufen hinter sich. Bei jeder hatte er das Gefühl, sich noch mehr seinem Grab zu nähern.

Erst am Fuße der Treppe bewegte er den rechten Arm und ließ die Handfläche über die Wand gleiten. Er wußte, daß sich hier ein schwarzer, alter Drehschalter befand.

Er drehte ihn herum.

Unter der Decke leuchtete es trübe auf. Lampen, die nichts anderes waren als schmutzige Monde.

Ihr Licht war dunkelgelb, und auf den Schalen klebte der Schmutz.

Die Luft biß in seine Lungen, als er atmete. Sie stank, sie war nicht gut. Geräusche vermischten sich, die Feuchtigkeit betrug bestimmt über 90 Prozent. Einige der hier unten gelagerten Dinge waren ausgelaufen. Die weichen Kartonseiten hatten das Zeug nicht aufhalten können. Flaschen, die aus dem Karton herausschauten, waren durch Tritte zerbrochen und hatten ihren Inhalt über den grauen Betonboden ergossen, der auf Bogan wie eine fürchterliche Fläche wirkte, die zwar ruhig lag, aber nur darauf lauerte, irgendwann alles in die Tiefe zu zerren, was sich in ihrer Nähe befand.

Er hielt die Augen weit offen, damit er etwas sehen konnte. Der Gang war ziemlich breit. Er durchschnitt den Keller an einer Hausseite wie ein Tunnel.

Links davon lagen die einzelnen Verschläge. Sie kamen Kulani vor wie große Rattenlöcher. Nur einige waren durch primitive Türen gesichert. Die meisten standen offen, waren einfach nur Löcher, in denen die Dunkelheit hockte wie ein großes, alles fressendes Tier.

Die Puppe hatte Kulani in die linke Seitentasche gesteckt. Ihre Nägel zeigten nach außen, damit sie das Futter im Innern der Tasche nicht aufrissen.

Er war nicht oft hier unten gewesen und kannte den Keller mehr aus Beschreibungen. Er konnte sich nicht einmal daran erinnern, wann er ihn zum letztenmal betreten hatte, deshalb kam er ihm so fremd vor.

Er glaubte nicht, daß sein Bruder gelogen hatte. Irgendwo in dieser fremden, düstren Welt würde er ihn erwarten, und er würde seine Rache genießen, wahrscheinlich mit seinen beiden Helfern, dem Schwarzen Prinz und dem Scherenmann.

Kulani spürte den kalten Schauer auf seinem Rücken, als er tiefer in den Keller hineinschritt. Er war völlig allein, keiner würde ihm helfen können. Er ging in diesen verfluchten Tunnel hinein, und glaubte schon, den kalten Atem des Todes über seinen Nacken hinwegstreichen zu spüren. Das war die drückende Angst, die sich hier freie Bahn verschaffte, und er schaute sich einmal um.

Nichts sah er. Seine Augen konnten die graue Dunkelheit einfach nicht durchbohren.

Bogan wußte, daß der Gang dort endete, wo sich die alte Waschküche befand. Hier standen drei Maschinen, die noch durch Wasserkraft angetrieben wurden. Es gab auch zwei Steinbecken, in den die Wäsche ausgespült wurde.

Lauerte er dort?

Der einsame Mann hatte den Gedanken kaum beendet, als er die Stimme hörte. Sie hallte ihm entgegen, und sie klang dumpf, als würde der Sprecher in einen offenen Kessel reden.

»Hallo, Bruder, du bist auf dem richtigen Weg. Komm ruhig näher zu mir…«

Für die Dauer weniger Sekunden blieb Kulani stehen und lauschte dem Echo nach. Er hatte sich nicht verhört. Es war tatsächlich Konda gewesen, der da gesprochen hatte.

Von diesem Moment an wußte er, daß es kein Zurück mehr für ihn gab.

Die alte Rechnung mußte beglichen werden.

»Ja, ich werde kommen, Konda, keine Sorge. Ich werde vor dir nicht kneifen.«

»Das hoffe ich, Bruder.«

»Wirst du im Dunkeln bleiben?«
»Nein, ich mache Licht!«
»Bitte.«
Er wartete so lange, bis drei Kerzendochte brannten. Da kein Luftzug durch den Keller fuhr, brannten sie ruhig. Sie zitterten nicht einmal und rissen helle Kreise in die Dunkelheit.
Er sah seinen Bruder und erschrak über dessen Anblick, weil er das Gefühl hatte, sich selbst anzuschauen. Konda hatte sich im Laufe der Zeit verändert und war ihm immer ähnlicher geworden. Das Gesicht, das Haar, die Augen, dies alles sah ihm beinahe so ähnlich, als wären sie Zwillingsbrüder.
Konda hockte auf dem Boden. Um sich herum hatte er etwas verteilt, das Bogan erst beim Näherkommen richtig sah. Es waren Tierfelle. Die von Schafen und Ziegen, denn Bogan kannte die alten Gesetze ebenfalls, die besagten, daß die Marionetten aus diesen Häuten hergestellt wurden.
Die Häute waren teilweise noch so vorhanden, wie er sie abgezogen hatte. Nur drei von ihnen waren zerschnitten worden, und Bogan wußte auch, daß die beiden Figuren des Scherenmörders und des Schwarzen Prinzen daraus angefertigt worden waren.
Vor den Häuten blieb er stehen. Konda breitete seine Arme aus. »Hier siehst du mein Werk«, erklärte er. »Hier siehst du alles, was ich habe. Und es ist gut.«
Bogan nickte. »Ich kenne die Geschichten, ich kenne die alten Flüche. Ich habe sie damals oft genug gehört. Aber ich weiß auch, daß du den falschen Weg eingeschlagen hast.«
Konda grinste breit. »So, weißt du das wirklich? Gestatte, daß ich anderer Meinung bin.« Er strich über seine Felle, als wollte er sie liebkosen. »Hast du nie ein schlechtes Gewissen gehabt, Bruder? Hast du dir nie selbst gesagt, daß es so nicht weitergehen kann, daß irgendwann einmal die Abrechnung kommen muß?«
»Nein, Konda. Ich war mir nicht bewußt, etwas Schlechtes getan zu haben und bin auch jetzt noch nicht dieser Meinung. Ich habe den richtigen Weg eingeschlagen, nicht du.«
Konda Kulani mußte lachen. »Weißt du denn nicht, daß dein Weg in den Tod führt?« Im Zitterlicht der Kerzen hatte sein Gesicht etwas Maskenhaftes bekommen. Ein dämonischer Schleier schien über seine Züge hinwegzugleiten.
»Ich bin bereit.«
»Das ist gut.« Konda nickte. »Das ist sogar sehr edel von dir. Bist du auch bereit, deinen Kindern den Tod zu geben? Willst du das auch, Bruderherz?«
»Nein.«
»Ha, aber sie werden sterben.« Er breitete die Hände aus. »Ja, sie

werden sterben. Noch in dieser Nacht wird es die Familie Kulani nicht mehr geben. Ich habe dich hier unten festgenagelt, aber oben sind deine Kinder…«

»Und weiter…?«

Konda legte den Kopf schief. Er gab die Antwort mit einer nahezu satanischen Freude. »Nichts weiter mehr, Bruder. Meine beiden Helfer habe ich ihnen geschickt. Oder hast du gedacht, sie hier unten finden zu können? Nein, die sind oben, die sind bei deinen Kindern, bei deiner verdammten Familie, um sie von diesem Erdboden auszulöschen. Laß dir das sehr genau durch den Kopf gehen, Bruder, und denke daran, daß du keine Chance mehr hast.«

Bogan Kulani war geschockt. Er hoffte nur, daß man ihm dies nicht ansah. Er schaute betreten zu Boden, seine Lippen zuckten, er holte durch die Nase Luft. Für einen Augenblick hatte er den Eindruck, als würde sich alles im Keller bewegen. Der Boden, die Wände, selbst die Decke warf Wellen.

»Du sagst nichts, Bruder…«

Bogan fing sich wieder. Er atmete so scharf aus, daß die Flammen flackerten. Unheimliche Schattenmuster entstanden. »Ich bin gekommen, um es auszutragen, Konda. Wenn ich dich um eines bitten möchte, dann laß nicht zuviel Zeit vergehen.«

Konda nickte. Er stand auf, griff dabei hinter sich und nahm eine Scherenschnitt-Figur hoch, die bisher hinter seinem Rücken auf dem Boden gelegen hatte. Sie steckte auf einem Stab, und Bogan erschrak, als er sie sah.

Er kannte die Figur aus den alten Spielen. Sie war das Gerippe, sie war der Tod, und sie war mit einer Sense bewaffnet. Er hielt sie mit beiden Händen, und als Konda den Stab bewegte und dabei an dünnen Bändern zog, geriet sie in hektische, zuckende Bewegungen. »Kennst du sie? Kennst du ihn, den Tod, Bruder?«

»Ja!« erwiderte Bogan rauh. »Er wird dich holen!«

»Ich weiß.«

Konda bewegte die dünnen Fäden. Dabei drehte er die Puppe, so daß sie aussah, als würde sie mit einem makabren Totentanz beginnen. Sie warf zudem im Licht der Kerzen einen großen Schatten, der über die Wand hinter Konda hinweghuschte.

»Nun, ist das ein Spiel?«

»Was willst du?«

»Das!« schrie Konda, ließ die Puppe los und schleuderte sie gleichzeitig gegen seinen Bruder.

Der reagierte reflexhaft. Damit der Stab nicht gegen sein Gesicht prallte, griff er blitzschnell zu und fing sie mit der rechten Hand auf. Er schloß die Faust darum, hörte am Lachen seines Bruders, daß dieser sich dies gewünscht hatte.

»Schau hin, Bogan!«
Der hob den Blick.
Seine Augen weiteten sich. Er war abgelenkt gewesen und hatte nicht gesehen, wie sich die Figur vom Stab löste. Jedenfalls war sie nicht mehr vorhanden.
Wo steckte sie?
Bogan schleuderte den Stab weg. Sein Bruder kicherte schrill, als er sich drehte und den Arm ausstreckte.
»Da, die Wand!«
Bogan Kulani schaute hin.
Der Schatten war gewachsen.
Aber das zählte nicht so sehr. Etwas anderes war viel schlimmer. Er lebte sogar, und er griff an.
Er löste sich von der Wand, ein zweidimensionales Wesen, das zur festen Gestalt wurde, wenn es tötete.
Und nichts anderes hatte es vor…

***

Wir sprangen in die Wohnung, aber wir waren vorsichtig. Noch in der Bewegung hatten wir unsere Waffen gezogen. Die Mündungen wiesen zur Decke. Wir würden innerhalb eines Wimpernschlags die Beretta senken, zielen und schießen können.
Suko war nach rechts weggehuscht, ich nach links. Beide waren wir in die Hocke gegangen. Die Arme fielen herab, die Mündungen wiesen in den Raum.
Es war ein großes Zimmer, in dem sich alles abspielte. Normalerweise das Leben der Familie, jetzt aber das Grauen, denn zwei Männer befanden sich in einer tödlichen Gefahr, weil sie von Schattenwesen attackiert wurden.
Was ich hier so lange erzähle, dauerte nur Sekunden, in denen ich meine Eindrücke sammelte. Sie prallten alle auf einmal auf mich nieder, sie waren wie ein Sturmwind, aus dem sich eine torkelnde Gestalt hervorschälte, die von einem killenden Schattenmonster verfolgt wurde.
Es hatte schon mit seinem Schwert oder Degen zugeschlagen und den Mann gezeichnet. Sein Gesicht zeigte Blutstreifen, die Kleidung war an der linken Seite zerfetzt. Auf den Rücken rann ebenfalls das Blut und klebte sogar in den Haaren.
Daß der junge Mann sich noch auf den Beinen hielt, glich einem kleinen Wunder.
Ohne es zu wollen - aufnahmefähig war er nicht mehr - lief er genau in meine Richtung.
Ich wußte nicht, wie ich dem lebenden Schatten entwischen sollte, aber ich sprang nicht ihm entgegen, sondern dem Mann. Aus dem

Augenwinkel nahm ich eine heftige Bewegung wahr und bekam mit, daß Suko sich zurückzog.

Den Grund wußte ich nicht. Außerdem mußte ich mich um meinen Schützling kümmern.

Ich bekam ihn zu fassen und wuchtete ihn zur Seite. Er fiel mit der Schulter gegen die Wand, dann brach er zusammen.

Der Schatten schlug zu.

Die Klinge hätte den Rücken getroffen, so aber wischte sie ins Leere und dabei verflucht nah an meinem Gesicht vorbei. Dies wiederum bewies mir, in welch einer tödlichen Gefahr ich mich befand.

Ich tauchte unter, rollte mich über den Boden und feuerte einfach auf den Schatten.

Ich traf auch.

In dieser Sekunde überkam mich der Eindruck, als würde die Zeit langsamer vergehen, denn als das geweihte Silber den Schatten erwischte, blitzte die Einschußstelle für einen Moment auf.

Ein Zeichen dafür, daß zwei Magien zusammentrafen.

Aber der Schatten war nicht vernichtet. Er fegte herum und mit ihm die verdammte Waffe.

Ich warf mich zurück. Hart prallte ich auf, fegte einen Tisch um, kam wieder auf die Beine, hörte aus dem Gang Kampfgeräusche, packte einen Stuhl und schleuderte ihm den Schatten entgegen.

Er hieb zu.

Und er hieb in das Holz!

Dieses dumpfe, auch leicht splitternde Geräusch bewies mir, wie real diese Gefahr war, daß der zweidimensionale Schatten eine dritte Dimension eingenommen hatte und von einer furchtbaren Magie geleitet wurde, der ich etwas entgegensetzen mußte.

Aber was, zum Henker?

Er hämmerte wieder zu. Ich war zur Seite gerollt und hatte den Dolch gezogen.

Der Schatten beugte sich tiefer. Es war der Schwarze Prinz, nicht der Scherenmann, der hatte sich Suko vorgenommen.

Er schlug wieder zu. Das gezackte Schattenschwert jagte von oben nach unten. Ich tauchte wieder weg, schnellte hoch und führte den Dolch von oben nach unten.

Mit viel Glück erwischte ich den tanzenden Schatten an der Schulter in Höhe der Achselhöhle. Was ich nicht für möglich gehalten hätte, trat ein. Mein geweihter Silberdolch schaffte es, den Arm in Höhe der Schulter abzutrennen.

Plötzlich bestand der Schatten aus zwei Teilen, aber war er somit auch wehrlos?

Ich stellte mich auf einen erneuten Kampf ein, als sich die Arme selbständig machten und mir entgegenrasten.

Hastig wich ich aus.
Er aber jagte an mir vorbei, und er war wie ein Irrwisch, einfach nicht zu stoppen. Um die eigene Achse wirbelte er noch einmal - und hatte das Interesse an mir verloren, denn durch die offene Tür huschte er in den Gang und jagte dort weiter.
Der Körper blieb zurück. Aber wohin wollte die Hand mit dem Schwert? Ich nahm die Verfolgung auf…

***

Der Scherenmann war tödlich!
Das wußte Suko, er handelte dementsprechend, aber er ließ auch Vorsicht walten.
Bevor er sich auf eine zusammengekrümmte Gestalt stürzen konnte, die in einer Ecke des Raumes lag, war Suko bei ihm und hatte mittlerweile die Dämonenpeitsche ausfahren lassen. Die drei Riemen bestanden aus der Haut des mächtigen Dämons Nyrana. Schon oft hatten sie schwarzmagische Feinde vernichtet, und Suko hoffte, daß ihn diese Waffe auch jetzt nicht im Stich ließ.
Er schlug zu.
Vielleicht etwas zu hastig, denn die Riemen gerieten um eine Idee zu weit nach links und trafen die linke Hälfte dieser zuckenden, mörderischen Gestalt. Doch der Treffer reichte aus.
Suko hörte es zischen. Ein böser, beißender und stechender Geruch erreichte seine Nase. Die linke Hälfte des Schattenwesens und damit auch die Schere fielen ab wie weggeschnitten. Bevor das Teil den Boden berührte, materialisierte es für die Dauer eines winzigen Augenblicks, dann prallte es zu Boden - und zerbrach.
Aber die rechte Hälfte fegte herum.
Suko ging in die Hocke, bis er sah, daß der Schatten es nicht auf ihn abgesehen hatte. Er jagte quer durch den Raum und hinaus auf den Gang. Suko dachte an die Frau, die an der Tür stand, er wollte ihr etwas zuschreien, sie aber hatte instinktiv reagiert und sich hart zu Boden gedrückt, wo sie auch blieb.
Der Schatten und die verdammte Schere huschten an ihr vorbei. Dieser Teil interessierte sich nicht für sie. Seine Pläne sahen anders aus. Er wischte aus dem Raum in den Gang hinein, wo Suko ebenfalls hineinlief. Er hörte das Schluchzen der Asiatin und dann ihren leisen Schreckensruf. Auf den reagierte Suko wie auf eine Warnung.
Er warf sich gegen die Gangwand und kreiselte gleichzeitig herum. Ein zweiter Schatten huschte hautnah an ihm vorbei. Es war nur die Hälfte der lebenden Marionette. Suko dachte nicht darüber nach. Er sah, daß dieses Wesen dem ersten folgte.
Wohin?
Dann erschien sein Freund John Sinclair.

Ich war mit einem Sprung in den Gang gelangt, sah Suko an der Wand stehen und keuchte: »Wohin?«

»Keine Ahnung.«

»Komm!«

Wir liefen hinter den lebenden Schatten her. Soviel ich im trüben Licht hatte erkennen können, war er nicht durch die Wand nach draußen gedrungen, er mußte sich noch in dem Bau aufhalten.

Die Tür zum Keller entdeckten wir zugleich. Sie war nicht verschlossen, spaltbreit stand sie offen.

Für einen Moment schauten wir uns an.

Suko nickte.

Ich war ebenfalls seiner Meinung, und Suko riß die Tür mit einer heftigen Bewegung auf.

Dann stiegen wir in die Unterwelt des »Grabs«…

***

Trotz der Schnelligkeit, mit der sein Bruder Konda gehandelt hatte, war Bogan auf einen Angriff gefaßt gewesen, und er zog sofort die richtigen Konsequenzen.

Bevor der Schatten mit seiner Sense zuschlagen konnte, war er zur Seite gehuscht. Die schwarze, tödliche Waffe glitt ins Leere, und die Figur fuhr herum.

Da griff Bogan in die linke Tasche. Mit einer einzigen Bewegung holte er die Figur hervor. Bisher hatte er sie seinem Bruder vorenthalten können, jetzt wollte er es ihm zeigen, daß er, nicht so wehrlos war, wie er aussah.

Noch nie zuvor hatte er den Zauber ausprobiert. Es war das erste Mal, daß er ihn anwendete. In den alten Geschichten war die große Zauberin stets ein Gegner des Bösen gewesen. Sie hatte mit den Puppen experimentiert und damit bewiesen, daß das Böse auch zu stoppen war.

»Da!« schrie er.

Das Wort galt seinem Bruder, und der zuckte zusammen, als er die Puppe sah.

»Ki-Laana!« brüllte er.

»Ja, sie ist es. Du hast ihren Namen sehr gut behalten. Ich merke, daß du Geschichten kennst, Bruderherz, und darüber freue ich mich, wenn ich ehrlich sein soll. Ja, ich freue mich darüber, daß du alles weißt.« Er konnte es sich erlauben, so zu reden, denn er wurde nicht mehr angegriffen.

Innerhalb kürzester Zeit hatte sich die Szene um einhundertachtzig Grad gedreht. Jetzt war er an der Reihe, jetzt vertraute er einzig und allein dem Zauber der Puppe, die den alten, bösen, schrecklichen Kult zerstören sollte.

Konda stand hinter seinen Kerzenflammen wie auf einer kleinen Bühne. Er war durcheinander und wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. Sein stärkster Trumpf hatte nicht gestochen. Bruder Bogan widerstand dem Tod, der zwar nicht vernichtet hatte, dafür schräg hinter Kulani stand und in seiner Haltung zitterte, als hätte er genau gespürt, daß sein Weg möglicherweise hier endete.

Bogan hörte sich selbst atmen. Es war ein lautes, schluchzendes Luftholen. Er merkte, daß er gewinnen konnte, die erste Brücke über den Strom des Todes war genommen, vor ihm lag die zweite, die er jetzt nur noch überqueren mußte.

Seine Augen sahen aus wie glänzendes Blech. Sie schauten den Bruder hart an, dessen Blick eine unheimlich wirkende Furcht zeigte und der sich wand wie ein Aal.

»Ja, so kann es laufen, Konda. So und nicht anders. Nicht immer ist das Böse der Sieger, glaube es mir!«

Er zischte einen Fluch.

»Komm her zu mir, Konda! Schau dir die Puppe an. Denk an Ki-Laana, die alte Zauberin, die den Menschen so zugeneigt war…«

Er bewegte die Lippen, aber es dauerte seine Zeit, bis er sprechen konnte. »Es… es ist mein Gesicht!« würgte er hervor und deutete auf den Kopf der Puppe. »Mein Gesicht.«

»Der Kult, Bruder, der Kult. Er soll nicht mehr existieren. Ich will ihn vernichtet sehen…«

Nach diesen Worten glänzten Kondas Augen. Er fand zu seiner alten Sicherheit zurück. »Nein, nein, das ist nicht möglich. Das wirst du nicht schaffen! Es klappt nicht. Die Macht ist nicht zu brechen. Der alte Kult wird weiterhin existieren. Er hat über lange Zeit gehalten, er kann nicht aufgehalten werden.«

»Ich schaffe es!« Bogan hielt die Puppe hoch. »Siehst du sie? Die Zauberin mit deinem Gesicht…?«

Konda wich bis an die Wand zurück. »Sie ist es nicht, verflucht! Nein, sie kann es nicht sein. Sie existiert nicht mehr. Sie ist längst vernichtet, hörst du?«

»Nein, nur teilweise.«

»Wieso denn?«

»Ich kenne die Geschichten, die Legenden…«

»Schau dir die Haare der Puppe an!« unterbrach Bogan seinen Bruder. »Schau genau hin. Sie sehen aus wie Stroh, aber sie sind es nicht. Es sind die Haare der Ki-Laana. Ich habe sie bekommen, diese Reliquie der alten Zauberin. Ich, Bruder, nur ich. Denn ich ahnte, daß du irgendwann einmal mit mir abrechnen würdest, da das Böse sehr tief in dir steckt und du keinen anderen Weg gehen kannst…«

Konda spürte, wie sein Bruder die Oberhand gewann. Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg. Er hatte sich nur auf den Sensenmann

verlassen, das war einfach zu wenig gewesen. Er hätte jetzt gern die beiden anderen in seiner Nähe gewußt.

Den Schwarzen Prinz und den Scherenmann.

Aber sie waren oben, sie sorgten dafür, daß der Rest der Familie ausgelöscht wurde. Als er daran dachte, zeigte sein Mund plötzlich ein häßliches Grinsen, auch aus den Augen verschwand die Furcht vor der nahen Zukunft.

»Hör zu, Bogan, hör jetzt genau zu! Es ist nicht so, wie du denkst. Nein, so ist es nicht. Ich habe noch den Schwarzen Prinzen und den Scherenmann. Beide sind oben und töten deine Kinder. Ja, vernichten deine Brut, und du kannst nichts dagegen tun. Lauf hin, Bruder. Versuche doch, ihnen zu helfen. Los, renn!«

»Ich will dich!«

»Und du läßt *sie* sterben?«

»Nein.«

»Dann geh!« brüllte Konda.

»Vielleicht sterben sie nicht. Vielleicht werden sie gerettet? Ich werde später gehen, erst…«

Er konnte nicht mehr weitersprechen, denn plötzlich überwand der Schatten seine Erstarrung.

Auf einmal war er da.

Und er schlug zu.

Konda kreischte in wilder Vorfreude, sein Gesicht hatte nichts Menschliches mehr an sich, es war nur noch eine Fratze. Er freute sich - und er freute sich zu früh.

Da war die Puppe, in der die Kraft der alten Zauberin steckte. Und diesen Gegenstand hob Bogan an.

Die Sense zischte ihm entgegen. Es war ein böses Geräusch, das er hörte, als hätte ein schrecklicher Dämon seinen Atem ausgestoßen. Es fiel Bogan schwer, auf der Stelle stehenzubleiben, aber er riß sich zusammen und verließ sich auf die Kräfte der längst verstorbenen Zauberin Ki-Laana. Die Sense traf.

Für einen Moment spürte Bogan die Wucht dieser Waffe, als sie gegen die Figur hämmerte. Sie schabte auch über einen der Nägel hinweg, die als Transporter einer alten Kraft galten, und die Nägel bogen sich unter dem Druck der Klinge zusammen.

Aber sie brachen nicht.

Das scharfe Innenblatt erwischte die Figur, riß dort einen harten Streifen hinein, fetzte das Holz ab, kleine Splitter segelten zu Boden, und ein schrecklicher Schrei erklang.

Er echote durch den Keller. Ein Fremder hätte nicht gewußt, wer ihn ausgestoßen hätte, aber es war nicht Bogan, sondern sein Bruder.

Ihn hatte es erwischt.

Die Wunde zeigte sich nicht nur in der Figur, sie malte sich auch auf

seinem Körper ab.

Er und seine Schatten-Marionetten standen in einer magischen Symbiose zueinander. Beide konnten nur existieren, wenn auch der andere lebte, und so spürte er die Schmerzen.

Der alte Wayang-Kult, den er wieder ins Leben gerufen hatte, richtete sich nur gegen ihn.

Breitbeinig blieb er stehen, um sich überhaupt noch auf den Beinen halten zu können.

Dann schwankte er.

Mal kippte er nach rechts, im nächsten Augenblick nach links. Aus seiner Brustwände floß Blut. Er winkelte seinen rechten Arm an und brachte die Hand dorthin, wo der Griff der Machete aus dem Gürtel hervorschaute.

Die Finger umklammerten ihn wie einen letzten Rettungsanker. Bogan fragte: »Wird es reichen…?«

Er schaute dann nach rechts, wo der Sensenmann tanzte. Er bewegte sich dermaßen zuckend, als wären mehrere Kräfte dabei, ihn auseinanderzureißen.

Plötzlich krümmte er sich zusammen, fiel ineinander und landete mit einem splitternden Geräusch am Boden.

Es war aus.

Es gab ihn nicht mehr, die Kraft der alten Zauberin hatte den bösen Kult vernichtet.

Konda schaute gebückt auf ihn herab. Sein Blick war voller Unglaube. Er konnte es einfach nicht fassen. Daß er sich auf der Verliererstraße befand, war unbegreiflich.

Und er sah seinen Bruder näher kommen. Bogan umschritt die Kerzen, und Konda tat nichts dagegen.

Dann griff Bogan zu.

Er umfaßte den Kragen seines Bruders, als wäre es das Fell eines Kaninchens. Er zerrte ihn zur Seite. Aus der Wunde rann noch immer das Blut und hinterließ auf dem Boden eine Spur.

Darum kümmerte sich Bogan nicht.

»Ich bringe dich nach oben!« flüsterte er. »Ja, ich werde dich nach oben bringen. Zu meinen Kindern, damit sie ihren Onkel sehen und erkennen können, was aus ihm geworden ist.«

Konda hatte noch nicht aufgegeben.

»Hör doch auf!« keuchte er. »Was willst du denn? Sie sind tot…«

»Wir werden sehen.« Er stieß ihn vor, und es machte ihm nicht einmal etwas aus, einen Verletzten so zu behandeln.

Konda taumelte gegen einen der Spülbottiche. Er drehte sich um, ohne die Stütze zu verlassen. Aus blutunterlaufenen Augen schaute er in den trüben Gang.

Und von dort kamen die Schatten.

Ein irres Lachen gellte aus Kondas Mund. »Jetzt wirst du vernichtet!« brüllte er.

Auch Bogan hatte erkannt, was da geschehen war. Er sah die beiden Helfer wie irre Fledermäuse unter dem Licht herhuschen, denn so ähnlich bewegten sie ihre Gliedmaßen.

Nein, nicht alle.

Zerstückelt kamen sie an.

Ein Arm und ein Schwert und von dem Scherenmann nur mehr eine Hälfte. Aber sie waren gefährlich, auf Tod programmiert, den alten, grausamen Gesetzen des Kults gehorchend.

Zugleich schlugen sie zu!

***

Es war ihr Fehler. Beide konnten es nicht erwarten, den Mann zu töten, und der handelte eiskalt.

Beide Waffen, die auf ihn zuhuschten, lagen dicht zusammen. Darin erkannte Bogan seine Chance.

Er schleuderte ihnen die Figur entgegen, hoffte auf die Gegenkraft der toten Zauberin Ki-Laana und sah, wie sie auch getroffen wurde. Genau in dem winzigen Augenblick, als die Schattenwaffen mit ihr Kontakt bekamen, materialisierten sie sich auch, und sie hieben die sorgfältig geschnitzte Figur entzwei.

Magie gegen Magie.

Sie konnten nicht gewinnen. Das Böse unterlag mit krachenden Geräuschen.

Die Waffen behielten die feste Form, aber sie konnten nicht länger dreidimensional bleiben. Als sie den Boden berührten, da waren sie bereits brüchig und brachen auseinander.

In dieses Geräusch mischte sich ein furchtbares Stöhnen. Es riß Bogan Kulani aus seiner momentanen Starre. Er blickte nach links und sah seinen Bruder.

Dabei hatte er das Gefühl, sich übergeben zu müssen.

Bogan konnte nicht hinschauen. Er stolperte in den Gang hinein, ohne sich dessen bewußt zu werden. Seine Gedanken drehten sich um die Familie, dann stoppten ihn vier Hände, die sich auf seinen Schultern verteilt hatten.

Er schaute hoch.

Zwei fremde Gesichter sahen ihn an.

***

Suko und ich hatten den alten Mann festgehalten. Er mußte Schlimmes durchgemacht haben. In seinen Augen lasen wir das Grauen, als hätte er eine Erinnerung aus den Tiefen der Hölle mitgenommen.

»Sie leben«, sagte ich. »Sie leben, hören Sie!«

»Ich weiß nicht…«

»Kommen Sie!«

Wir mußten ihn zwischen uns nehmen, als wir nach oben gingen. Das heißt, Suko blieb nach einigen Schritten stehen, er wollte sich im Keller umschauen und überließ mir den Mann.

Im Flur standen Menschen. Wie hingezaubert waren sie auf einmal da, schufen Platz, und ich schob Bogan Kulani durch diesen künstlichen Tunnel.

Inder offenen Wohnungstür stand die junge Frau und zitterte. »Ich habe den Arzt alarmiert«, sagte sie mit einer roboterhaft klingenden Stimme. »Er kommt…«

»Danke.«

Dann fiel sie dem alten Mann um den Hals. Sie konnte einfach nicht fassen, daß er noch lebte.

Ich durchquerte den großen Raum.

Beide Männer waren verletzt, aber nicht bewußtlos. Sie wimmerten leise unter ihren Schmerzen. Ich redete beruhigend auf sie ein, bevor ich an das Fenster mit der zerstörten Scheibe trat.

Draußen breitete sich die Dämmerung wie ein schmutziges Tuch am Himmel aus. Sie ließ diese Gegend, in der die drei riesigen Baracken standen, noch grauer und trostloser erscheinen.

Die Menschen vor den Häusern sahen aus wie düstere Gespenster. Kaum jemand sprach. Obwohl keiner wußte, was geschehen war, spürten sie, daß der Tod dieses Haus gestreift hatte.

Ich wandte mich erst ab, als ich die Sirene des Notarzt-Wagens hörte. Viel hatten wir nicht tun können, ein anderer Mann war über sich selbst hinausgewachsen.

Ich dachte an die toten Schafe und Ziegen und daran, daß noch viele Fragen offenstanden.

Ich würde Antworten bekommen, dessen war ich mir sicher…

ENDE